

Der Sprachdienst

Joachim-Felix Leonhard

Man spricht Deutsch – spricht man Deutsch?

Plenarvortrag im Rahmen des Symposiums der GfdS

»Deutsch im vielsprachigen Europa«

Gerhard Müller

Die beliebtesten Vornamen des Jahres 2006

Roswitha Reinbothe

**Zur Geschichte der deutschen Sprache in China.
Die Tongji-Universität feiert ihr 100-jähriges Jubiläum**

Fragen und Antworten

Aus der [GfdS]

Preisaufgabe

2/07

**Jahrgang 51
März–April**

Inhaltsverzeichnis

Welche Sprachenpolitik wollen wir? Symposium der Gesellschaft für deutsche Sprache vom 23. bis 25. November 2006 in Berlin.....	41
Man spricht Deutsch – spricht man Deutsch? Plenarvortrag am 25. November 2006 in der Bundespressekonferenz	42
Die beliebtesten Vornamen des Jahres 2006.....	53
Zur Geschichte der deutschen Sprache in China Die Tongji-Universität feiert ihr 100-jähriges Jubiläum	61
Fragen und Antworten	66
Aus der GfdS.....	71
Geschäftsbericht für das Jahr 2006.....	71
Preisauflage.....	83
Alarmierend	84

Impressum

Anschrift (Herausgeberin, Redaktion, Verlag,
Vertrieb, Anzeigen):

Gesellschaft für deutsche Sprache e. V.
Spiegelgasse 13
65183 Wiesbaden
Telefon: 0049 (0)611 99955-0
Telefax: 0049 (0)611 99955-30
E-Mail: ds@gfds.de (Vertrieb)
sprachdienst@gfds.de (Redaktion)
Internet: www.gfds.de

Herausgegeben von Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus
im Auftrag der Gesellschaft für deutsche Sprache
(Wiesbaden)

Redaktion: Nicola Frank
im Zusammenwirken mit den wissenschaft-
lichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern
der Gesellschaft für deutsche Sprache.

Verlag und Vertrieb:
Gesellschaft für deutsche Sprache e. V.

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht in
jedem Fall die Auffassung der Redaktion wieder.

Preis eines Einzelheftes: 7,50 €.
Jahresbezugspreis: 45,00 € zuzüglich Portokosten.

Bestellungen nehmen jede Buchhandlung und die
Gesellschaft für deutsche Sprache entgegen.

Abbestellungen sind zum Jahresende möglich;
sie müssen spätestens 6 Wochen vorher beim Verlag
eingegangen sein.

Für Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Sprache ist
der Bezugspreis durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Bankverbindung:

Nassauische Sparkasse Wiesbaden
Konto 100 069 113 · BLZ 510 500 15
IBAN: DE67 5105 0015 0100 0691 13
BIC (SWIFT-Code): NASSDE55

Alle Rechte vorbehalten.

ISSN 0038-8459

Verantwortlich für den Anzeigenteil:
Gesellschaft für deutsche Sprache e. V.

Druck: Dinges & Frick GmbH
Medientechnik, Drucktechnik & Verlag,
Wiesbaden

Gestaltung: Titelseite: Susanne Kreuzer, Mainz
Layout: Petra Wilhelm, Wiesloch

Liebe Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Sprache, liebe Leserinnen und Leser,

vom 14. bis 16. Juni 2007 findet in der Akademie der Künste in Berlin das Festival »Die Macht der Sprache. Die Rolle von Sprachen in einer globalisierten Welt« statt. Die Veranstaltung wird vom Goethe-Institut und dem Stifterverband für die deutsche Wissenschaft in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für deutsche Sprache und anderen Institutionen durchgeführt. Behandelt wird ein breites Themenspektrum, das von aktuellen Fragen der Sprachenpolitik über den Umgang mit Sprachtabus bis zur künstlerischen Verwendung von Sprache reicht.

Den deutschlandweit versandten *Sprachdienst*-Heften liegt zu Ihrer Information ein Falblatt bei. Detaillierte Informationen zur Anmeldung, zum Programm und den Veranstaltungsorten finden Sie im Internet unter www.die-macht-der-sprache.de/festival oder in englischer Sprache unter www.the-power-of-language.com/festival.

Herausgeberin und Redaktion



V. l. n. r.: Dr. Walter Terschüren (Verein Deutsche Sprache), Dr. Ole Schröder (MdB), Prof. Dr. Rudolf Hoberg (GfdS), Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus (GfdS), Dr. Matthias Wermke (Leiter der Dudenredaktion), Armin Conrad (Redaktionsleiter 3sat-Kulturzeit), Nikolaus Bernau (Redakteur Berliner Zeitung).
Foto: Tei

Welche Sprachenpolitik wollen wir?

Diese Frage wurde am 25. November 2006 bei einer Podiumsdiskussion in der Bundespressekonferenz unter der Leitung von Professor Dr. Rudolf Hoberg beleuchtet.

»Deutsch im vielsprachigen Europa« war der Titel des Symposiums der Gesellschaft für deutsche Sprache, eine Veranstaltung im Rahmen des Projekts »Die Macht der Sprache«, das vom Goethe-Institut in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Sprachrat und weiteren Institutionen getragen wird. Die Tagung fand vom 23. bis 25. November 2006 in Berlin statt. In den beiden letzten Ausgaben des *Sprachdienstes* wurden bereits die Eröffnungsrede des Bundestagspräsidenten Dr. Norbert Lammert über den Zusammenhang von »Politik und Sprache« (H. 6/2006, S. 169–177) und der Vortrag der Bundesministerin der Justiz Brigitte Zypries mit dem Titel »Juristendeutsch: Handwerkszeug oder Herrschaftsmittel?« (H. 1/2007, S. 2–8) abgedruckt. In dieser Ausgabe wird die Berichterstattung abgeschlossen mit einem Vortrag von Professor Dr. Joachim-Felix Leonhard, der sich mit der Rolle der deutschen Sprache in einer globalisierten Lebens- und Arbeitswelt auseinandersetzt. Der Text behandelt unter anderem die Dominanz des Englischen in

[→

Wirtschaft und Wissenschaft. Den Beitrag mit dem Titel »Man spricht Deutsch – spricht man Deutsch?« drucken wir im Folgenden ab.

Ausführlich werden die einzelnen Symposionsbeiträge aus der Sektion I zum Thema »Deutsche und europäische Sprachenpolitik« in den nächsten beiden Ausgaben der Zeitschrift *Muttersprache* (H. 2/2007 und H. 3/2007) dokumentiert.

Die Symposionsbeiträge aus der Sektion II zum Thema »Sprache(n) und Recht« erscheinen in einer Buchpublikation der Reihe *Thema Deutsch*, Band 9/2008, die vom Dudenverlag und der Gesellschaft für deutsche Sprache herausgegeben wird.

Man spricht Deutsch – spricht man Deutsch?

Plenarvortrag am 25. November 2006 in der
Bundespressekonferenz

Von Joachim-Felix Leonhard, Wiesbaden

Spricht man Deutsch? Die Frage muss selbstverständlich präzisiert werden, ehe man sie beantworten kann. Wer genau ist »man« und was genau heißt »Deutsch«? Wenn dies geklärt ist, was zunächst versucht werden soll, so ergibt sich als (komplexe und im Einzelnen zu begründende) Antwort auf die Frage ein klares »Jein«. Sodann, indem nämlich darin zumindest zum Teil ein »Nein« steckt, stellt sich anknüpfend eine zweite Frage: *Soll* man Deutsch sprechen? – eine Frage, die mit »Ja« beantwortet wird, was wiederum auszuführen und zu begründen ist. Am Schluss stehen einige konkrete Vorschläge, wie die aus der Antwort auf die zweite Frage sich ergebende Forderung (»Man soll Deutsch sprechen«) sinnvoll und realistischerweise zu erfüllen ist.

Die deutsche Sprache in Deutschland und der Welt: einige Fakten

Die deutsche Sprache wird in ihrer standardsprachlichen Variante sowie (zu einem weitaus größeren Teil) in regionalen Umgangssprachen und den verschiedensten dialektalen Ausprägungen von rund 100 Millionen Menschen in Deutschland, in Österreich, in Liechtenstein und in der deutschsprachigen Schweiz gesprochen. Darüber hinaus wird sie von Bewohnern anderer Staaten gesprochen: in Luxemburg, in Belgien (besonders im Gebiet Eupen-Malmédy), in Frankreich (besonders im Elsass und in Lothringen), in Dänemark (v. a. in Nordschleswig), in Italien (in Südtirol sowie anderen kleineren Sprachinseln), in Polen, in Rumänien (v. a. durch die Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen), in der Tschechischen Republik, der Slowakischen Republik, in Ungarn (v. a. durch die Donauschwaben) und in der ehemaligen Sowjetunion (v. a. durch die Russlanddeutschen).

Außerhalb Europas bestehen Sprachinseln u. a. in Kanada, den USA (z. B. die Pennsylvaniadeutschen), in Brasilien, Mexiko, Paraguay, Chile (besonders im Süden des Landes), Argentinien und Australien sowie in Namibia und der Republik Südafrika.

[→

Deutsch ist alleinige Amtssprache in Deutschland, Liechtenstein und in Österreich. Eine Amtssprache unter anderen ist Deutsch in der Schweiz (neben Französisch, Italienisch und Rätoromanisch), in Luxemburg (neben Letzebuergesch und Französisch), in Belgien (neben Französisch und Niederländisch) sowie in der Europäischen Union; den Status einer Nationalsprache hat Deutsch in der Schweiz und in Namibia, den Status einer regionalen Amtssprache in Italien (Provinz Bozen).

Deutsch als Fremdsprache wird heute weltweit von etwa 20 Millionen Menschen erlernt, davon in Europa von etwa 15 Millionen, davon wiederum von etwa 13 Millionen in Osteuropa. Seit Ende der 1980er Jahre hat das Interesse am Erlernen der deutschen Sprache stark zugenommen, bedingt u. a. durch die deutsche Wiedervereinigung, den Prozess der Vollendung des europäischen Binnenmarktes und die politischen Umbrüche in den Ländern Mittel- und Osteuropas sowie der ehemaligen Sowjetunion, aber auch dadurch, dass Deutschland Migrationsziel ist. Eine wichtige Rolle spielt auch die Tatsache, dass Deutschland als »Exportweltmeister« intensive wirtschaftliche Beziehungen in viele Regionen der globalisierten Welt unterhält – was das Interesse an der deutschen Sprache u. a. in China und anderen Ländern Asiens beeinflusst.

Blickt man ins Inland, so ergibt sich folgendes Bild: Deutsch wird in Deutschland von ca. 80 Millionen Bürgerinnen und Bürgern gesprochen. Anerkannte Minderheitensprachen sind Dänisch, Friesisch und Niederdeutsch (alle in Norddeutschland) sowie Sorbisch (eine slawische Sprache in der Lausitz) und Romanes. Daneben gibt es in Deutschland viele Sprachen ohne anerkannten Status, die von kleineren, aber z. T. auch von zahlenstarken Gruppen gesprochen werden. Eine internationale Wirtschafts- und Finanzstadt wie Frankfurt am Main, in der Bürgerinnen und Bürger aus 180 Nationen leben, hat einen Ausländeranteil von 30 Prozent; die Stadt Berlin ist mit ca. einer Million türkischer Einwohner die weltweit viertgrößte türkische Gemeinde (nach Istanbul, Ankara und Izmir).

Das Deutsch, das viele von ihnen sprechen und das – überwiegend in parodistischer Absicht – über die Massenmedien, vor allem das Privatfernsehen, Verbreitung findet, lässt die deutsche Sprache nicht unbeeinflusst. Nicht selten hört man heute von – wohlgemerkt – muttersprachlich deutschen Jugendlichen schon Sätze, die durch das Fehlen von Präpositionen und Artikeln strukturell dem Türkischen verwandter scheinen als der eigenen Sprache: »Ey, Alder, wo gehst du? Gehst du Schule?« anstatt »Wohin gehst du? Gehst du in die Schule?« oder »Ey, Lan [türk. ›Junge, Bursche‹], was hast du Mathe-Klausur geschrieben?« anstatt »Was hast du in der Mathe-Klausur geschrieben?«

Doch nicht nur durch die Menschen anderer Sprache, die im Land leben und die teilweise – die aktuelle Debatte darüber ist allgemein bekannt – nur sehr unzulänglich, oft sogar überhaupt nicht Deutsch können, ist eine sprachliche Kontaktsituation gegeben, bei der auch das Deutsche nicht unbeeinflusst bleibt. Zu erwähnen ist selbstverständlich die Rolle, die das Englische, überwiegend US-amerikanischer Prägung, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges weltweit, insbesondere aber auch in Deutschland, übernommen hat.

Dabei ist zweierlei zu sehen. Erstens die Rolle des Englischen als Sprache. Ob wir es nun wahrhaben wollen oder nicht: Englisch ist **die** Lingua franca unserer →

Zeit, die Sprache der letzten ökonomischen und militärischen Weltmacht, aber auch die Sprache vieler Wissenschaften und vor allem der Informationstechnologie. Junge Menschen aller Nationen dieser Welt, ganz gleich, ob sie »großen« oder »kleinen« Muttersprachen entstammen, werden diese Sprache erlernen müssen, wenn sie beruflich nicht scheitern wollen.

Zweitens aber spielt das Englische auch als Kontaktsprache, genauer: als Gebersprache, eine wichtige Rolle, was sich insbesondere im Bereich des Wortschatzes zeigt.

Nur ein Beispiel: Wie oft haben viele von uns nicht schon an einem *Meeting* teilgenommen, das einberufen wurde, um durch *Brainstorming* kreative Problemlösungen zu finden? Vermutlich wurde dabei auch thematisiert, aus welchem *Budget* die durchzuführenden Maßnahmen finanziert werden sollen. Und schlussendlich musste durch ein entsprechendes *Controlling* des *Budgets* dafür Sorge getragen werden, die Maßnahmen auch wirtschaftlich umzusetzen. Längst ist auch in Landesverwaltungen bereits ein *CIO* (*Chief Information Officer*) tätig; die *Personalverwaltung* wurde durch das *Personalmanagement* und die *elektronisch unterstützte Verwaltungsarbeit* durch *E-Government* ersetzt.



Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard bei seinem Vortrag zum internationalen Stellenwert der deutschen Sprache. Foto: Tei

Spricht man also Deutsch in Deutschland und der Welt? Die Antwort, wie zu Beginn schon angekündigt, heißt »Jein«. Differenziert bedeutet das: Erstens »Ja«, denn 80 Millionen Sprecherinnen und Sprecher in Deutschland, weitere 20 Millionen Muttersprachler in Europa und weltweit nochmals 20 Millionen, die Deutsch als Fremdsprache lernen, das sind zunächst einmal beachtliche Zahlen. Die deutsche Sprachgemeinschaft ist die größte innerhalb der EU: Hier rangiert sie vor den weltweit viel zahlenstärkeren Sprechergruppen des Englischen, des Spanischen, des Portugiesischen und des Französischen.¹

Das Deutsche ist also eine Sprache mit einer vergleichsweise großen Sprachgemeinschaft; weltweit liegt es diesbezüglich auf Platz 10 (wobei die Plätze 1 bis 3 an Chinesisch, Englisch und Spanisch gehen). Dann aber die Einschränkungen: Das Deutsche ist gegenüber anderen Sprachen – und damit ist dann selbstverständlich in erster Linie das Englische gemeint – deutlich im Hintertreffen.

Betrachten wir diesbezüglich nur zwei Aspekte. In der Europäischen Union sind de jure Deutsch, Englisch und Französisch gleichberechtigte Amtssprachen. Faktisch ist das Englische beinahe die alleinige Arbeitssprache, was dann im Einzel-

¹ Es versteht sich, dass es hier nicht um einheitliche, in sich geschlossene Sprachen geht. »Das« Englische beispielsweise ist in Großbritannien, in den USA, in Australien usw. jeweils ein deutlich anderes. Aber das gilt ja eben auch für das Deutsche, beispielsweise in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz.

fall zu Situationen führt wie dem bekannten EU-»Sprachenstreit« des Jahres 1999. Damals verweigerte die finnische EU-Ratspräsidentschaft dem Deutschen den Status einer offiziellen Arbeitssprache und stellte bei bestimmten Konsultationen keine deutschen Simultandolmetscher zur Verfügung. Es sei, so die offizielle Begründung, keine Diskriminierung, sondern lediglich ein Platzproblem gewesen; es habe schlicht nicht genügend Dolmetscherkabinen gegeben.²

Der zweite Punkt ist die Rolle des Deutschen als internationale Wissenschaftssprache. Als solche, die es im 19. und noch im frühen 20. Jahrhundert definitiv war, hat es weitestgehend ausgedient. Einige Zahlen mögen dies belegen. Im Jahr 1920 wurden 50,5 % aller naturwissenschaftlichen Publikationen auf Deutsch verfasst, 14,3 % auf Englisch. Im Jahr 1990 hat sich dieses Verhältnis nahezu umgekehrt: 10,7 % deutschsprachige stehen 57,6 % englischsprachigen Veröffentlichungen gegenüber.³ Auf internationalen Kongressen wird in den Natur- und Ingenieurwissenschaften, in der Medizin, vielfach auch schon in den Sozial- und Geisteswissenschaften, ausschließlich Englisch gesprochen. Etliche deutsche Universitäten gehen inzwischen dazu über, zumindest Teile ihrer Lehre auf Englisch anzubieten, in aller Regel mit dem Argument des internationalen Wettbewerbs, weil man dadurch angeblich mehr Studierende aus dem Ausland anlockt. Symptomatisch ist es, wenn eine Münchener Universität sich den Namen »University of Munich« gibt. Bis zur Absurdität symptomatisch ist es, wenn (zum Glück bislang nur einzelne wenige) germanistische Fachwissenschaftler vorschlagen, man möge selbst in ihrem Fach das Deutsche als Unterrichtssprache abschaffen und die deutsche Literatur einfach in englischer Übersetzung lesen. Das werde die Beschäftigung mit dem Deutschen im Ausland fördern. Man darf hier schon einmal die Frage stellen, ob die Damen und Herren nicht möglicherweise ihren Beruf verfehlt haben.

Insgesamt fallen solche Haltungen mit Sicherheit unter den Begriff der »linguistic submissiveness«, also der sprachlichen Unterwürfigkeit, die bereits 1960 die Londoner *Times* den Deutschen pauschal (und selbstverständlich bei weitem zu undifferenziert) bescheinigt hatte. Aber es lässt schon nachdenklich werden, wenn ein (inzwischen ehemaliger) deutscher Außenminister bei internationalen Veranstaltungen wie UNO-Vollversammlungen oder NATO-Tagungen statt auf Deutsch auf Englisch Reden hält, wenn ein hochrangiger deutscher UN-Funktionär bei einer Pressekonferenz in Deutschland eine auf Deutsch gestellte Journalistenfrage auf Englisch beantwortet, wenn Kongresse über die Zukunft der deutschen Sprache auf Englisch abgehalten werden (unter Ablehnung von Vorträgen in deutscher Sprache, was selbstverständlich die Frage nach der Zukunft der deutschen Sprache per se schon beantwortet).

Wir sind damit schon bei der Bewertung und so zugleich bei der Beantwortung der Frage:

[→

² Vgl. hierzu JOCHEN A. BÄR, *Wörter des Jahres 1999*, in: *Der Sprachdienst* 1/2000, S. 17.

³ Die Zahlen nach ULRICH AMMON, *Deutsch unter Druck von Englisch in Wissenschaft und Politik*, in: *Deutsch – Englisch – Europäisch. Impulse für eine neue Sprachpolitik*, hrsg. v. RUDOLF HOBERG, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2002 (*Thema Deutsch* 3), S. 139–151, hier: S. 140.

Soll man Deutsch sprechen?

Beginnen wir mit dem europäischen Aspekt. Wenn Europa zusammenwachsen wird, dann wird die Einigung in erster Linie über die Kultur und die damit verbundene Entwicklung einer europäischen Bürgergesellschaft gelingen – oder scheitern, wie Jacques Lang, der frühere französische Kulturminister, es einmal gesagt hat: »L'Europe sera culturel ou ne sera pas.« (»Europa entsteht auf kulturellem Wege oder gar nicht.«) Innerhalb dieser – auch politischen – Kultur und Bürgergesellschaft spielen Wertvorstellungen eine wichtige Rolle, zumal dann, wenn sie sich, wie in unserer Zeit, im Wandel befinden.⁴ Wohl kaum ein anderes Land ist so geeignet, als Mediator für die Transformation der Gesellschaften (die ja für Osteuropa nichts anderes bedeutet, als über Beibehaltung eigener Traditionen und Wertvorstellungen den Anschluss an die westliche Wertegesellschaft zu finden) zu wirken wie die Bundesrepublik Deutschland. Kein Land in Europa gehörte nämlich *beiden* Blöcken in West *und* Ost an, und kein Staat war und ist so intensiv in die historisch-politische Verantwortung von Holocaust und Zweitem Weltkrieg eingebunden wie das vereinigte Deutschland: Aber auch kein Land hat sich erinnerungspolitisch als lebendige Demokratie der Aufarbeitung von gleich zwei historischen Diktaturen so erfolgreich zugewandt wie die Bundesrepublik Deutschland.

Deutschland sollte dabei keineswegs als »praeceptor Germanicus Europae«, als Schulmeister, sondern als *Mittler* im europäischen Diskurs auftreten, und zwar so in der Mitte Europas, wie Deutschland um die Zeit der Aufklärung und damit der Vermittlung unserer Grundwerte topographisch und geopolitisch lag: wie Berlin in der Mitte zwischen St. Petersburg und Paris.

Dazu gehört nun allerdings eine Stärkung der eigenen Sprache, denn selbstverständlich kann man nichts vermitteln, wenn man nicht bereit oder im Stande ist, von sich selbst etwas mitzugeben. Wer sich in der Rolle des kulturellen Vermittlers der eigenen Sprache entäußert, entäußert sich dieser Rolle als solcher, denn er gibt damit zugleich die spezifischen Ideen, Erfahrungen und Werte preis, die in dieser Sprache manifestiert sind.

Freilich mögen die redlichen Bemühungen, innerhalb der Europäischen Union die Vielsprachigkeit zu erhalten, ökonomisch gesehen als ein Luxus erscheinen, der zunehmend durch die Realität der Kommunikation ad absurdum geführt wird. Unter kultur- und bildungspolitischem Aspekt erscheinen sie jedoch als absolut notwendig. Der Zerstörung der sprachlichen und damit kulturellen Vielfalt in Europa und der ganzen Welt müssen wir ebenso energisch entgetreten wie

[→

⁴ Vgl. hierzu CLAUDIA LAW, *Das sprachliche Ringen um die nationale und kulturelle Identität Deutschlands. Puristische Reaktionen im 17. Jahrhundert und Ende des 20. Jahrhunderts*, in: *Muttersprache* 1/2002, S. 67–83, insbes. S. 82 f. – Die Verfasserin stellt die These auf, dass durch das Ende des Kalten Krieges und durch den Prozess der europäischen Integration in Deutschland ebenso wie in vielen anderen europäischen Ländern alte Ordnungen und Denkmuster in Frage gestellt worden seien. Ein Ausdruck der Sorge um die eigene kulturelle Identität und der Frage nach der politischen Stellung der Deutschen in Europa und der Welt sei die intensive, teils (fremdwort-)puristische Beschäftigung mit der eigenen Sprache, wie sie in Deutschland seit den 1990er Jahren wieder verstärkt stattfindet.

der Zerstörung unserer natürlichen Umwelt und ihrer Artenvielfalt. Die Reduktion auf eine einzige Sprache ist der Weg in eine geistige Sackgasse. Der gleichberechtigte Gebrauch unterschiedlicher Amtssprachen ist daher allemal besser als ein einziges schlechtes Englisch.

Vorschläge zur Sprachpflege

Sprachwandel – das wertfreie Wort scheint gegenüber dem abwertenden »Sprachverfall« sinnvoller – ist immer auch ein Verlust an Ausdrucks- bzw. an Differenzierungsmöglichkeiten. So sind bereits in althochdeutscher Zeit elementare grammatisch-semantische Unterscheidungen verloren gegangen, als – bedingt durch einen Lautwandel, nämlich die Abschwächung der vollen Vokale a, o, u, i und lang e hin zu einem unbetonten e – verschiedene Verbklassen zusammengefallen sind. Man konnte beispielsweise nicht mehr zwischen den Verben *uuahhôn* ([ˈvaxo:n]⁵, ›wach sein‹) und *uuahhên* ([ˈvaxe:n], ›wach werden, aufwachen‹) unterscheiden, weil beide durch den Lautwandel zu *uuahhen* [ˈvaxən] geworden waren. Man behalf sich jedoch, indem man Präfixe zur Unterscheidung benutzte: So heißt bereits mittelhochdeutsch *wachen* nur noch ›wach sein‹, während der ingressive Bedeutungsaspekt ›wach werden‹ durch das präfigierte Verb *erwachen* oder *ûfwachen* (neuhochdeutsch *aufwachen*) ausgedrückt wurde. Das Beispiel zeigt (und in sprachgeschichtlichen Darstellungen finden sich Dutzende ähnlicher Beispiele), dass der Sprachwandel nie ausschließlich zum Verlust von Ausdrucksmöglichkeiten führt, sondern – zumeist an anderer Stelle – immer auch neue schafft. Dies wusste bereits der Gründervater der Germanistik, Jacob Grimm; er findet dafür in der ersten Auflage seiner *Deutschen Grammatik* (1819) das für wissenschaftliche Zwecke ohne Zweifel wenig taugliche, dafür sehr poetische Bild des »unermüdlich schaffenden Sprachgeistes, der wie ein nistender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggethan worden«.⁶

Für uns folgt daraus: Wenn sich der deutsche Wortschatz verändert, auch wenn sich die deutsche Grammatik verändert, so mag das für den, der es aktuell erlebt, vielleicht unerfreulich sein, weil die Sprache, die man einmal gelernt hat, immer auch eine Identifikationsfunktion erfüllt. Für die Sprache im Ganzen und auf lange Sicht ist es nicht nur nicht schädlich, sondern geradezu gar nicht anders möglich, wenn sie nicht ihre Anpassungsfähigkeit an neue Gegebenheiten verlieren will. »Was hilft es«, sagt Goethe im *Egmont*, »auf seinen Gedanken beharren, wenn sich um uns alles ändert?«⁷ Speziell mit Blick auf den Sprachwandel aber tröstet uns derselbe Dichter in einem Aufsatz mit dem Titel *Deutsche Sprache*: »Es gibt gar viele Arten von [...] Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. [...] [S]ollten sie in ihrer Heftigkeit auch

[→

⁵ Lautschrift gemäß der Notation der IPA (International Phonetic Association), sprich: *wachôn*, mit Betonung auf der kurzen ersten Silbe und mit langem o.

⁶ JACOB GRIMM, *Deutsche Grammatik. Erster Theil*. Göttingen 1819, S. XV.

⁷ JOHANN WOLFGANG GOETHE, *Egmont. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen* (1788), zit. nach: *Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abt. I, Bd. 8*, Weimar 1889, S. 187.

etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.«⁸

Müssen wir also im Inland für eine Sprachregulierung sorgen, möglicherweise per Gesetz? Ich meine mit aller Entschiedenheit: nein. Denn zunächst einmal wäre ein solches Ansinnen in unserem föderalistischen System praktisch kaum durchzusetzen, weil es keine Angelegenheit des Bundes betrifft, sondern unter die Kulturhoheit der Länder fällt. Sodann gäbe es in der deutschen Sprachbevölkerung für solche Regulierungsversuche auch sicherlich keine Mehrheit, wie seinerzeit die Debatte um den allergeringsten Versuch dieser Art, die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung, klar gezeigt hat. Und es wäre ja noch ungleich schwerer, den Wort- und Grammatikgebrauch von 100 Millionen Menschen in immerhin sieben europäischen Ländern zu beeinflussen, als deren Orthographie in einem verbindlichen Kanon festzuschreiben. Zuletzt aber – und dies sollte das Hauptargument sein – schiene mir jede Art von gesetzlicher Sprachregelung ein Eingriff, der eine der wichtigsten Quellen der lebendigen Sprachentwicklung und Sprachbereicherung zum Versiegen brächte: die Kreativität.

Müssen wir aber demgegenüber für eine Sprachkultivierung sorgen, d. h. für eine Förderung der ganzen Vielfalt an Ausdrucksmöglichkeiten bei möglichst vielen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft?⁹ Auf diese Frage ebenso entschieden ein »Ja«, und zwar nicht nur aus einem humanistischen Bildungsideal heraus, das zu vertreten ich keineswegs verhehle, sondern auch aus ganz handfesten ökonomischen Erwägungen. Denn Sprache bedeutet Verstehen und Sprache bedeutet Denken. Wenn aber ein Land, das wirtschaftlich in einer Weise auf die Innovativität seiner industriellen Produkte angewiesen ist wie Deutschland, in sprachlich-kognitive Kompetenzen nicht – oder nicht deutlich mehr als bislang – zu investieren bereit ist, so bleibt es langfristig ganz schlicht im wirtschaftlichen Wettbewerb auf der Strecke. Analytische Prägnanz beim Erkennen von Problemen und kreative Phantasie beim Finden von Lösungsansätzen sind für Deutschland ein kaum zu überschätzendes Kapital. Wer nun aber einwerfen wollte, um international wettbewerbsfähig zu sein, müsse man nicht die Kompetenzen im Deutschen, sondern vielmehr im Englischen fördern, denn Englisch sei nun mal die *Lingua franca*, in welcher der internationale Austausch von Informationen und auch von Waren erfolge, der dünkte mit Sicherheit zu kurz.

Zunächst: Bei der Diskussion um die *Lingua franca* lohnt es sich, einen Augenblick schärfer hinzusehen und nach der tatsächlichen Bedeutung des Ausdrucks zu fragen. Entstanden ist er, als im Jahr 1204 christliche Kreuzritter, darunter viele Franzosen, die damals noch griechisch-byzantinische Kaiserstadt Konstantinopel [→

⁸ JOHANN WOLFGANG GOETHE, *Deutsche Sprache* (1817), zit. n. *Goethes Werke*. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abt. I, Bd. 41/1, Weimar 1902, S. 117.

⁹ Sprachkultivierung wird hier in dem umfassenden Sinne als Kommunikationsförderung verstanden, wie sie von Albrecht Greule in verschiedenen Beiträgen seit vielen Jahren gefordert wird. Vgl. hierzu zuletzt ALBRECHT GREULE, *Deutsch am Scheideweg: National- oder Internationalsprache? Neue Aspekte der Sprachkultivierung*, in: *Deutsch – Englisch – Europäisch. Impulse für eine neue Sprachpolitik*, hrsg. v. RUDOLF HOBERG, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2002 (*Thema Deutsch* 3), S. 54–66.

eroberten. Sie wurden von den griechischen Einwohnern die *Phrangoi* (›Franken‹) genannt, und es kam nun zur Notwendigkeit einer Verständigung mit ihnen. Diese fand statt in einer Sprache, die weder Französisch oder überhaupt romanisch, noch andererseits Griechisch, vielmehr ein Gemisch aus beidem mit zusätzlichem levantinischem Einschlag war. Genannt wurde das Ganze *Phrangisch* (›Sprache der Franken‹) – im Italienisch der Venezianer, die auch am levantinischen Handel beteiligt waren, dann eben *lingua franca*, und es handelte sich, wie es der Sprachwissenschaftler Harald Weinrich formuliert, um eine »zu wechselnden Gelegenheiten zusammengebastelte Behelfssprache, die kaum strukturiert ist und in ihrem Wortschatz auf romanischer Grundlage viel West-Östliches zusammenweht«. ¹⁰

Ein derartiges Sprachengemisch zum Zweck der bloß alltäglichen und zum Abwickeln von Geschäften tauglichen Kommunikation pflegt man heute mit einem Begriff aus der britischen Kolonialzeit als *Pidgin* zu bezeichnen. Es ist also genau genommen wenig schmeichelhaft für das Englische, wenn man es zur *Lingua franca* erklärt und in der Tat auch vielfach als solche behandelt, denn dies bedeutet eine höchst unglückliche Reduktion dieser nuancenreichen und vielfältigen Sprache auf einige wenige und offen gestanden ziemlich anspruchslose Aspekte.

Dann aber – denn natürlich ist man ja hierzulande mit deutscher Gründlichkeit bestrebt, nicht nur irgendwie, sondern (vielfach inzwischen vom Kindergarten an) möglichst gut Englisch zu lernen –, wenn Wissenschaft international »nur« noch in einer Sprache, nämlich eben Englisch, abläuft, dann sind alle, die diese eine Sprache nicht als Muttersprache beherrschen, im Wettbewerb selbstverständlich benachteiligt. Im Englischen bewegen sie sich kognitiv niemals so natürlich und so souverän wie ein Muttersprachler, in ihrer eigenen Muttersprache aber sind sie gleichfalls im Nachteil, weil sie in ihr das wissenschaftliche Denken nicht mehr oder gar nicht erst üben.

Umgekehrt hätte die gezielte Pflege sprachlicher Vielfalt einen wettbewerbsbegünstigenden Effekt: Da unterschiedliche Sprachen immer auch unterschiedliche kognitive Möglichkeiten erschließen, kann jemand, der mehr als eine Sprache beherrscht, gedanklich auch unterschiedliche Wege bei der Suche nach Problemlösungen und nach dem Übergang von wissenschaftlicher Erkenntnis zu wirtschaftlicher Rentabilität beschreiten. Und wer mehrere oder viele Wege kennt, der findet leichter den kürzesten, wie ein altindischer Mythos erzählt. Der Elefantengott Ganesha wollte mit seinem Bruder um die Wette laufen. Sein Bruder rannte los, um die ganze Welt. Doch Ganesha las zunächst in einem Buch nach, wie die Welt beschaffen war. Dann fand er den kürzesten Weg und gewann das Rennen.

Kurzum, ich plädiere für eine Bewahrung sprachlicher Vielfalt, will sagen, für eine Vielfalt der Sprachen und für eine Vielfalt in der Sprache. Sprachenpolitik umfasst die Spracheninnen- und die Sprachenaußenpolitik. Beide interagieren miteinander. Erfolgreiche Sprachenaußenpolitik setzt eine entsprechende Spracheninnenpolitik voraus. Also, konkret: Man *soll* Deutsch sprechen. Ich will nun abschließend einige konkrete Thesen zur Förderung der deutschen Sprache im In-

[→

¹⁰ HARALD WEINRICH, *Europa – Linguafrancaland?*, in: *Deutsch – Englisch – Europäisch. Impulse für eine neue Sprachpolitik*, hrsg. v. RUDOLF HOBERG, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2002 (*Thema Deutsch* 3), S. 30–43, hier: S. 35.

und Ausland zusammenstellen, wie sie schon seit längerem in der Sprachwissenschaft, in der Sprachdidaktik und inzwischen auch in der Politik diskutiert werden, und durch diese Zusammenstellung zugleich für ihre Umsetzung plädieren.

1. Das Englische ist und bleibt derzeit noch die wichtigste Fremdsprache für Deutschland, Europa und die Welt. Das heißt nicht, dass Englisch die ausschließliche und einzige Fremdsprache (schon im frühkindlichen Fremdsprachenerwerb) sein muss. Wir müssen bereit sein, das Verhältnis des Englischen zum Deutschen in Wissenschaft, Forschung, Medien, Wirtschaft und Kultur prinzipiell zu überdenken, um den *unreflektierten* Hang zum Englischen einzuschränken.
2. Sprachenvielfalt ist eine Ressource, die kreativ für Deutschland genutzt werden sollte. Sie muss angeboten, gefördert, gepflegt und als Teil der Sprachenaußenpolitik nach außen vermittelt werden. Sie ist Zeichen einer offenen, vielfältigen Gesellschaft. Sprachkompetenz ist weit mehr als nur die Fähigkeit, sich in anderer Umgebung ausdrücken zu können. Über Sprache ergeben sich Inhalte und Wissen, aus der Mehrsprachigkeit Vermittlung und Verständnis. Wer in der eigenen Muttersprache denkt, bewahrt seine Identität und eröffnet sich gleichzeitig über die Aneignung anderer Sprachen Erweiterung und Verdichtung seines eigenen Verstehens.
3. Die vorhandene Sprachenvielfalt durch Migrations- und Minderheitensprachen ist zum Wohl der Muttersprachler zu fördern. Sprachen sind, wie gesagt, Ausdruck der Identität; das heißt hier: Sie haben eine Brückenfunktion zwischen den Generationen und zum Herkunftsland. Wie in vielen anderen Ländern wird das die Bereitschaft zum Deutschwerb stärken, was Fördermaßnahmen beschleunigen können. Unterstützt werden solche Maßnahmen von Staats wegen sinnvollerweise durch eine klare und konsequente Formulierung der Erwartung, diese auch zu nutzen.
4. Die Stellung des Deutschen international muss intensiv gefördert werden. Interesse an Sprachen und ihrem Erwerb zu wecken, ergibt sich nicht von selbst. Kulturpolitisch müssen die Voraussetzungen für die Mehrsprachigkeit im zusammenwachsenden Europa deutlich verbessert, müssen und sollen Anreize geschaffen werden, die je nach Land oder Region verschieden sein werden. Während bedenklich ist, dass in Großbritannien derzeit nur noch 1,5 Prozent eines Abiturjahrgangs überhaupt eine Fremdsprache erwerben, ob Deutsch, Französisch oder Spanisch, und sich damit die Gefahr abzeichnet, dass das Land in falsch verstandener Sicht der weltweiten Entwicklung selbst ein monolinguales Territorium wird (mit Problemen der Eigenpräsentation in der EU), zeigt sich in Hinsicht auf Mehrsprachigkeit gerade in kleineren Ländern ein positives Bild. So ist in Belgien Mehrsprachigkeit eine Selbstverständlichkeit: zwei Landessprachen (Niederländisch, Französisch) und drei Amtssprachen schaffen ein äußerst positives Klima für die Bedeutung auch von »Fremd«sprachen. Immerhin lernen 115.000 Schülerinnen und Schüler in der Schule Deutsch, das sind 6,5 Prozent aller Schulbesucher und Schulbesucherinnen. – Konkret lässt sich an folgende Maßnahmen denken:

[→

- Nicht Perfektion in einer Fremdsprache, sondern weniger perfekte Mehrsprachigkeit sollte Leitziel einer europäischen Sprachenkompetenz sein. Jeder soll sich in seiner Sprache mitteilen können, und jeder andere soll die Möglichkeit haben, ihn zu verstehen. Das Prinzip des Sprachenlernens sollte nicht auf die möglichst perfekte Beherrschung einer Koiné, des Englischen, angelegt werden, sondern auf die leichter erwerbbarere Fähigkeit, möglichst viele Sprachen wenigstens passiv zu können. Aktive Sprachkompetenz wäre v. a. durch Auslandsaufenthalte zu fördern.
 - Die institutionelle Verankerung eines breiten schulischen Angebots in Deutsch als Fremdsprache ließe sich über die europaweite Etablierung einer zweiten Pflicht-Fremdsprache erreichen.
 - Ausgeweitet werden sollten die Spracherwerbsangebote des Goethe-Instituts, der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, der VW-Stiftung, des DAAD und anderer Einrichtungen.
 - Unterstützt werden sollten diese Angebote durch entsprechende mediale Angebote von *Deutscher Welle* und weiteren Medienorganisationen.
 - Ausgeweitet werden sollte die Kooperation mit eher privaten Institutionen wie der Gesellschaft für deutsche Sprache, die in weltweit über 60 Zweigvereinen Vorträge zum Thema deutsche Sprache sowie sprachkulturelle Veranstaltungen anbietet, und mit privatwirtschaftlichen Einrichtungen, Wirtschaftsverbänden und exportorientierten Groß- und Mittelstandsbetrieben
 - Wünschenswert wäre eine Stärkung des Images der deutschen Sprache durch die Kreativindustrie bzw. die Medien.
 - Unerlässlich erscheint ein offensiverer Gebrauch des Deutschen bei der Vermittlung von Inhalten (also eine Stärkung des Deutschen in der akademischen Lehre in Deutschland). Dies gilt selbstverständlich entsprechend auch für andere Sprachen. Die meisten europäischen Sprachen sind leistungsfähige Wissenschaftssprachen mit einer ausgebauten Terminologie und unterschiedlichsten sprachlichen Ausdrucksformen. Würde die wissenschaftliche Verständigung aufs Englische festgelegt, dann ließe die Leistungsfähigkeit der anderen Sprachen nach. Riesige Bestände nichtenglischer Fachliteratur kämen weitgehend außer Gebrauch und näherten sich der Museumsreife, die die lateinischen Buchbestände schon lange haben. Wissenschaftssprache als Erkennungspotential würde entwertet. Gerade in den Geisteswissenschaften spielt für die angemessene Darstellung eines Gegenstands auch die Beherrschung stilistischer Nuancen eine entscheidende Rolle. Der Vorrat an Sprachbildern, geflügelten Worten, literarischen Anspielungen, über den die Wissenschaftler in ihrer Herkunftssprache verfügen und mit dem sie Sprachatmosphäre schaffen können, ließe sich schwerlich ins Englische adäquat hinübernehmen. Das gilt erst recht für die Stilmittel der Ironie und der Parodie.
5. Da nicht nur Deutsch von der Dominanz des Englischen betroffen ist, sind Kooperationen mit EU-Partnern geeignet, die sprachliche und kulturelle Vielfalt des Kontinents zu fördern. Sprachen sind europäische Markenzei- →

chen, Teil des symbolischen Potentials des Kontinents, das von außen so gesehen wird und dorthin so zu vermitteln ist.

Diese knapp gefassten Thesen sind, wie gesagt, nicht für diesen Anlass und nicht von mir aufgestellt worden; sie greifen vielmehr zurück auf Vorschläge, die 1999 der Deutsche Germanistenverband zusammen mit der Evangelischen Akademie Tutzing erarbeitet, und auf solche, die neuerdings die Alexander von Humboldt-Stiftung in Zusammenarbeit mit der *Deutschen Welle* vorgelegt hat.¹¹ Zusammenfassend lassen sie sich meines Erachtens folgendermaßen auf den Punkt bringen: Deutschland und die deutsche Sprache haben einen wichtigen und unverzichtbaren Beitrag zur europäischen Gemeinschaft zu leisten, nicht nur auf wirtschaftlichem und politischem, sondern auch und vor allem auf kulturellem Gebiet. Um diesen Beitrag zu leisten und dauerhaft zu gewährleisten, ist es nötig, die deutsche Sprache im In- und Ausland zu fördern, und zwar weitaus intensiver zu fördern, als dies bisher der Fall ist. Dabei ist klar, dass solche Förderung zunächst einmal ziemlich viel Geld kostet und sich zumindest kurzfristig kaum rechnen wird. Sie rechnet sich aber, davon bin ich von Grund auf überzeugt, zumindest mittel- bis langfristig; und darüber hinaus gibt es ja eben auch Werte, und zweifellos keine geringeren, die sich durch Rechnung und Zahlen überhaupt nicht angemessen erfassen lassen. []

Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard, Staatssekretär a. D. im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst, ist Präsident der von Behring-Röntgen-Stiftung, Marburg.



Zum Auftakt der Veranstaltung in der Bundespressekonferenz erläuterte Dr. Gerhard Voigt-Schneekloth seine Arbeit als Vorsitzender des Berliner Zweigvereins der GfdS. Er sieht seine Aufgabe darin, in den Veranstaltungen der GfdS sprachwissenschaftliche Erkenntnisse der Vortragenden und das sprachliche Interesse und die Sensibilität der Zuhörer in ein fruchtbares Gespräch miteinander zu bringen. Durch das internationale Symposium erhofft er sich auch eine stärkere Wahrnehmung der Arbeit des Zweigvereins Berlin.

Foto: Tei

¹¹ Die so genannten »Tutzinger Thesen«, die auch von der Gesellschaft für deutsche Sprache unterstützt werden, sind u. a. abgedruckt im *Sprachdienst* 6/1999, S. 220–222. Vom 27. bis 29. September 2006 fand in Bonn ein von der Alexander von Humboldt-Stiftung und der Deutschen Welle veranstaltetes Expertengespräch mit dem Titel »Braucht Deutschland eine bewusstere, kohäsive Sprachenpolitik?« statt; einige der Beiträge sowie eine Zusammenfassung der Tagung mit Forderungen an die Kultur- und Bildungspolitik finden sich im Internet unter <http://www.avh.de/de/netzwerk/veranstalt/sprachenpolitik.htm> (vom Verfasser letztmals aufgesucht am 7. 1. 2007).

Die beliebtesten Vornamen des Jahres 2006

Von Gerhard Müller, Wiesbaden

Seit 1978 berichten wir in dieser Zeitschrift über die am häufigsten vergebenen Vornamen in Deutschland und setzen hiermit diese Tradition fort. Wilfried Seibicke, der Autor des mehrmals erschienenen Buchs *Vornamen* (zuletzt 2002) und des großen Namenlexikons *Historisches Deutsches Vornamenbuch* (1996–2003) schrieb seinerzeit: »Um festzustellen, was sich zur Zeit in der Vornamengebung tut, sieht man zuerst darauf, welche Namen die Eltern besonders oft vergeben. Schön wäre es, wenn nach einem festen Plan an verschiedenen Orten der Bundesrepublik regelmäßig alle Namen der Neugeborenen ausgezählt würden; denn es ist nicht zu erwarten, daß überall dieselben Namen an der Spitze stehen.«¹ Ende der siebziger Jahre lagen uns nur die Daten aus einigen Städten vor. Es wurden immer mehr. Nach 1990 trugen die Standesämter aus den neuen Bundesländern ihre Angaben bei, und diese Übersicht konnte sich auf rund einhundert Städte in West und Ost stützen. Für das Jahr 2005 standen uns die Namensnachweise aus 170 Städten zur Verfügung. Diese Basis hat sich nochmals verbreitert.

Hier zunächst die zusammenfassende Aufstellung für das Jahr 2006; in Klammern ist zum Vergleich die Position aus dem Vorjahr angegeben.²

1. Marie (1)	1. Leon (3)
2. Sophie/Sofie (2)	2. Maximilian (2)
3. Maria (3)	3. Alexander (1)
4. Anna/Anne (4)	4. Lukas/Lucas (4)
5. Leonie (5)	5. Paul (5)
6. Lena (6)	6. Luca (6)
7. Emily (7)	7. Tim (9)
8. Johanna (14)	8. Felix (8)
9. Laura (10)	9. David (10)
10. Lea/Leah (8)	10. Elias (11)

Von Jahr zu Jahr, dies wurde hier schon öfter bemerkt, ändert sich, wie man schnell sieht, die Rangfolge der Vornamen an der Spitze der Verbreitungsskala kaum. Es zeigt sich immer wieder, dass die Namengebung unter diesem Aspekt recht stabil [→

¹ *Der Sprachdienst*, H. 5/1978, S. 70.

² Diese Tabelle basiert auf der Auswertung der Namensmeldungen von mehr als 180 deutschen Standesämtern zwischen Husum und Ravensburg, Aachen und Frankfurt (Oder). Es sind alle Landeshauptstädte darunter sowie alle großen Städte und alle Regionen, ebenso viele kleinere Städte und Gemeinden. Allen Standesämtern ist sehr zu danken, besonders denen, die uns sämtliche im letzten Jahr vergebenen Vornamen auf elektronischer Grundlage zur Verfügung gestellt haben. Dank schulde ich auch meinem Vorgänger Wilfried Seibicke, Heidelberg, und Lutz Jacob, Leipzig. *Sophie/Sofie*, *Eric/Erik*, *Lukas/Lucas* und andere Vornamen, die sich nur als Schreibvarianten, aber nicht nach Silbenzahl und Aussprache unterscheiden, sind wie früher zusammengefasst, ebenso *Anna/Anne*, *Celina/Celine* u. a.

bleibt und dass etliche Jahre, ja Jahrzehnte vergehen müssen, damit ganz andere Vornamen prominent werden.

Welche Vornamen – dies zum Vergleich – hatte Seibicke 1978 notiert? *Stefanie, Christine/Christina, Sandra, Tanja, Melanie, Nicole, Kat(h)rin, Simone, Kerstin, Daniela* und *Christian, Michael, Stefan/Stephan, Markus/Marcus, Daniel, Alexander, Thomas, Mat(t)hias, Andreas, Sven*.³ Bis auf *Alexander* findet sich keiner dieser Namen heute ganz vorn, doch »selten« sind die in der Beliebtheit gesunkenen keineswegs. Da wir aufgrund der zunehmend reichlicher fließenden Quellen mittlerweile einen relativ stattlichen Datenbestand überblicken und eine größere Liste der beliebten Vornamen ausarbeiten konnten⁴, ist es möglich, Vergleichswerte anzugeben – wobei allerdings hier keine echte Statistik betrieben, aber doch eine auf stabiler Basis ruhende Rangfolge der Vornamenhäufigkeit in Deutschland angegeben werden kann. Eine amtliche Namenstatistik gibt es in Deutschland, anders als in vielen anderen europäischen Ländern, leider nicht.

Wie weit sind die seinerzeit ganz oben stehenden Vornamen heute verbreitet? Nur einige ausgewählte, charakteristische Beispiele; aufgrund der dargestellten zahlenmäßigen Ausgangslage gebe ich hier vielfach nur ungefähre Rangstufen an – es kommt ja hier auf die Größenordnung und den Trend an: *Stefanie* – ca. 115. Rang, *Sandra* – ca. 160., *Melanie* – ca. 150., *Daniela* – ca. 200., *Christian* – 29., *Stefan/Stephan* – ca. 85., *Daniel* – 18., *Thomas* – ca. 60., *Andreas* – ca. 40. Zum einen sind deutliche Unterschiede zwischen diesen herausgegriffenen Namen erkennbar, zum anderen ist darauf hinzuweisen, dass bei der Vielzahl der in der Gegenwart vergebenen Vornamen jene beispielhaft genannten Namen, wie erwähnt, durchaus nicht als »selten« oder am Rande liegend bezeichnet werden können. Aufgrund der Daten, auf denen unsere Zählung basiert, ergaben sich mehr als 9.800 unterschiedliche Vornamen, die von den genannten 180 Standesämtern gemeldet worden waren! Hierbei sind allerdings alle Varianten eines Vornamens mitgezählt und nicht einer Hauptform zugerechnet; dennoch ergibt sich eine erstaunliche Vielzahl. Da die meisten Standesämter nur jeweils die 30 häufigsten Namen übermittelten, immerhin aber mehrere die kompletten Namenlisten, so ist mit Sicherheit anzunehmen, dass noch viel mehr Vornamen im letzten Jahr vergeben worden sind, das heißt weit über 9.800 hinaus. In den Vorjahren war dies nicht anders. Die Fülle der unterschiedlichen Namen, von denen allerdings die meisten nur einmal zu beobachten waren, ist enorm – und ein Kennzeichen für die Vornamengebung heute. In früheren Berichten bin ich näher auf dieses charakteristische Phänomen eingegangen.⁵

Es folgen wie früher einige ausgewählte Städtelisten, wobei dieses Mal nicht nur die zehn, sondern die fünfundzwanzig häufigsten Vornamen wiedergegeben werden, damit die Vielfalt der vergebenen Namen und die regionalen Unterschiede [→

³ *Der Sprachdienst*, H. 5/1978, S. 71.

⁴ Wie auf der Website der GfDS angegeben: Zusammengestellt werden (wie schon 2004 und 2005) 150 bzw. jetzt 200 Vornamen. Diese Liste kann gegen 5 EUR von der Geschäftsstelle der GfDS bezogen werden (vgl. www.gfds.de, Vornamen).

⁵ *Der Sprachdienst*, H. 2–3/2005, S. 43 f.; *Der Sprachdienst*, H. 2–3/2006, S. 56 f.

anschaulicher zutage treten; darum wurden auch die Schreibvarianten, Berlin ausgenommen, hier nicht der Hauptform hinzugerechnet.⁶

Eine Bemerkung sei mit Blick auf Husum schon gemacht. Es lässt sich öfter beobachten, dass traditionelle und regional gebundene Vornamen eher Jungen gegeben werden – siehe *Kjell, Lasse, Lennart, Tade* –, während bei den Mädchen die modernen und die deutschlandweit beliebten dominieren.

Husum		Stralsund	
1. <i>Marie</i>	1. <i>Leon</i>	1. <i>Sophie</i> (1)	1. <i>Paul</i> (1)
2. <i>Sophie</i>	2. <i>Luca</i>	2. <i>Lara</i> (9)	2. <i>Leon</i> (17)
3. <i>Anna</i>	3.–6. <i>Finn</i> ,	3. <i>Marie</i> (2)	3.–5. <i>Justin</i> (4),
4. <i>Laura</i>	<i>Jonas</i> ,	4.–5. <i>Anna</i> (22),	<i>Lukas</i> (17),
5.–8. <i>Lara</i> ,	<i>Lasse</i> ,	<i>Leonie</i> (5)	<i>Tim</i> (9)
<i>Lena</i> ,	<i>Paul</i>	6.–9. <i>Emma</i> (9),	6. <i>Luca</i> (9)
<i>Leonie</i> ,	7. <i>Joel</i>	<i>Lena</i> (2),	7. <i>Ben</i> (17)
<i>Nele</i>	8.–14. <i>Elias</i> ,	<i>Nele</i> (–),	8.–11. <i>Felix</i> (6),
9. <i>Celine</i>	<i>Erik</i> ,	<i>Paula</i> (14)	<i>Jonas</i> (6),
10.–17. <i>Alicia</i> ,	<i>Kjell</i> ,	10.–15. <i>Alina</i> (5),	<i>Max</i> (1),
<i>Emily</i> ,	<i>Lennart</i> ,	<i>Hannah</i> (7: <i>Hanna</i>),	<i>Ole</i> (–)
<i>Hanna</i> ,	<i>Lukas</i> ,	<i>Jasmin</i> (–),	12.–18. <i>Anton</i> (–),
<i>Jule</i> ,	<i>Nico</i> ,	<i>Johanna</i> (–),	<i>Florian</i> (9),
<i>Lea</i> ,	<i>Tim</i>	<i>Lea</i> (8),	<i>Kevin</i> (9),
<i>Melina</i> ,	15.–22. <i>Felix</i> ,	<i>Maria</i> (9)	<i>Lucas</i> (9),
<i>Mia</i> ,	<i>Florian</i> ,	16.–18. <i>Charlotte</i> (22),	<i>Malte</i> (9),
<i>Sarah</i> ,	<i>Kevin</i> ,	<i>Katharina</i> (–),	<i>Maximilian</i> (1),
18.–25. <i>Angelina</i> ,	<i>Nick</i> ,	<i>Pia</i> (–),	<i>Tom</i> (21)
<i>Emma</i> ,	<i>Sebastian</i> ,	19.–25. <i>Amelie</i> (22),	19.–24. <i>Emil</i> (–),
<i>Finja</i> ,	<i>Silas</i> ,	<i>Celina</i> (22),	<i>Johannes</i> (–),
<i>Jana</i> ,	<i>Tade</i> ,	<i>Heidi</i> (–),	<i>Julian</i> (21),
<i>Josefine</i> ,	<i>Tom</i> ,	<i>Isabell</i> (–),	<i>Marvin</i> (–),
<i>Kim</i> ,	23.–25. <i>Alexander</i> ,	<i>Lilly</i> (–),	<i>Tobias</i> (21),
<i>Lina</i> ,	<i>Dominik</i> ,	<i>Michelle</i> (14),	<i>Vincent</i> (–)
<i>Louise</i>	<i>Hans</i>	<i>Ronja</i> (–)	25. <i>Alexander</i> (4),
			<i>Benjamin</i> (–) u. a.

Sehr charakteristisch im Hinblick auf die soziologische Struktur der Stadt ist die Tabelle aus Rüsselsheim mit ihrem Nebeneinander von modernen europäischen bzw. christlichen und islamischen bzw. orientalischen Vornamen; der griechische *Christos* ist auch darunter.

[→

⁶ Sofern Vergleichszahlen für das Jahr 2005 vorliegen, werden sie in Klammern hinzugefügt. Die Angaben beruhen auf den Listen der jeweils häufigsten 30 Vornamen, wie sie von den Standesämtern in aller Regel mitgeteilt wurden.

Rüsselsheim

1.–2. <i>Elif,</i> <i>Sophie</i>	<i>Amira,</i> <i>Anna,</i>	1.–2. <i>Alexander,</i> <i>Leon</i>	<i>Florian,</i> <i>Kevin,</i>
3.–4. <i>Katharina,</i> <i>Marie</i>	<i>Azra,</i> <i>Beyza,</i>	3.–5. <i>David,</i> <i>Mert,</i>	<i>Mehmet,</i> <i>Niklas,</i>
5.–7. <i>Lara,</i> <i>Lilly,</i> <i>Maria</i>	<i>Büsra,</i> <i>Emely,</i> <i>Helena,</i>	<i>Tim</i> 6.–7. <i>Ben,</i> <i>Luca</i>	<i>Yusuf</i> 19.–25. <i>Arda,</i> <i>Can,</i>
8.–12. <i>Chiara,</i> <i>Lina,</i> <i>Meryem,</i> <i>Sara,</i> <i>Selina</i>	<i>Ibtissam,</i> <i>Julia,</i> <i>Laura,</i> <i>Lena,</i> <i>Melissa, Naz u. a.</i>	8.–9. <i>Lukas,</i> <i>Mohamed</i> 10.–18. <i>Ali,</i> <i>Andreas,</i> <i>Benjamin,</i> <i>Bilal,</i>	<i>Christos,</i> <i>Daniel,</i> <i>Felix,</i> <i>Hasan,</i> <i>Jan, Kaan u. a.</i>
13.–25. <i>Alina,</i>			

In Süddeutschland lassen sich gleichfalls Eigentümlichkeiten beobachten. Mitunter beherrschen die traditionellen christlich-katholischen Vornamen das Bild, gerade bei den Jungen und vielfach ganz gegen den Bundestrend, und hie und da tauchen auch *Kilian* und *Korbinian* unter den ersten dreißig auf. *Maria* ist in der Regel häufiger als die sonst so sehr populäre Namenform *Marie*, auch *Magdalena* wird im Süden viel mehr vergeben als anderswo.

Traunstein

1. <i>Maria</i> (1)	<i>Lea</i> (13)	1. <i>Michael</i> (4)	<i>Sebastian</i> (6)
2. <i>Sophie</i> (3)	15.–16. <i>Leonie</i> (23),	2. <i>Maximilian</i> (1)	15.–16. <i>Christian</i> (11),
3. <i>Marie</i> (6)	<i>Sarah</i> (16)	3. <i>Lukas</i> (2)	<i>Thomas</i> (20)
4. <i>Lena</i> (6)	17.–19. <i>Elisabeth</i> (20),	4. <i>Josef</i> (7)	17.–19. <i>Leon</i> (–),
5. <i>Anna</i> (2)	<i>Johanna</i> (10),	5. <i>Johannes</i> (7)	<i>Moritz</i> (16),
6. <i>Julia</i> (4)	<i>Viktoria</i> (–)	6. <i>Tobias</i> (7)	<i>Stefan</i> (5)
7.–8. <i>Katharina</i> (6),	20. <i>Alina</i> (16)	7. <i>Felix</i> (11)	20. <i>Fabian</i> (26)
<i>Sophia</i> (5)	21.–25. <i>Amelie</i> (–),	8.–9. <i>Elias</i> (20),	21.–24. <i>Alexander</i> (2),
9. <i>Hannah</i> (23)	<i>Elena</i> (–)	<i>Simon</i> (11)	<i>Benedikt</i> (11),
10.–11. <i>Franziska</i> (11),	<i>Emily</i> (23),	10. <i>Jonas</i> (26)	<i>David</i> (11),
<i>Magdalena</i> (11)	<i>Paula</i> (–),	11.–14. <i>Andreas</i> (7),	<i>Dominik</i> (–),
12. <i>Laura</i> (9)	<i>Theresa</i> (16)	<i>Florian</i> (20),	25. <i>Georg</i> (–),
13.–14. <i>Emma</i> (13),		<i>Luca</i> (–),	<i>Julian</i> (16) u. a.

Bei großen Städten entfallen derlei Besonderheiten weitgehend, und Auswahl sowie Rangfolge der Vornamen gleichen sich mehr oder minder dem bundesweiten Trend an; *Marie* und *Sophie* stehen in der Regel dabei mit großem Abstand an der Spitze; hierfür zwei Beispiele:

[→

Berlin (alle zwölf Standesämter)⁷

1. Marie (2)
2. Sophie (1)
3. Maria (3)
4. Charlotte (5)
5. Anna (5)
6. Leonie (4)
7. Luisa, Luise (8)
8. Emma (12)
9. Johanna (10)
10. Lara (9)
11. Emily, Emelie (1-mal) (7)
12. Emilia (41)
13. Lena (16)
14. Sarah, Sara (11)
15. Sophia (14)
16. Lea (21)
17. Josephine (24)
18. Laura (22)
19. Elisabeth (19)
20. Julia (15)
21. Katharina (20)
22. Mia (35)
23. Helene (33)
24. Angelina (23)
25. Michelle (17)
1. Leon (4)
2. Paul (1)
3. Alexander (2)
4. Maximilian (4)
5. Lukas, Lucas (3)
6. Elias (7)
7. Luca (8)
8. Felix (6)
9. Tim (9)
10. David (9)
11. Max (11)
12. Anton (12)
13. Julian (29)
14. Jonas (13)
15. Benjamin (14)
16. Jan (19)
- 17.–18. Ali (25), Finn (23)
19. Kevin (24)
- 20.–22. Emil (31), Florian (17), Niklas (16)
23. Moritz (15)
24. Justin (30)
25. Daniel (18)
u. Louis, Luis (21)

Dortmund

1. Marie (1)
2. Sophie (2)
3. Maria (3)
- 4.–6. Laura (11), Leonie (6), Michelle (4)
7. Lara (12)
- 8.–9. Anna (6), Sarah (22)
- 10.–11. Julia (8), Lena (9)
12. Lina (12)
13. Mia (22)
- 14.–16. Emily (17), Hannah (10), Lea (5)
17. Sophia (–)
- 18.–19. Jana (15), Nur (22)
- 20.–22. Celine (–), Emilia (–), Katharina (17)
- 23.–25. Charlotte (–), Jasmin (–), Sara (–)
1. Leon (2)
2. Luca (4)
3. Jan (4)
4. Alexander (1)
5. David (14)
6. Maximilian (7)
7. Justin (8)
8. Paul (9)
- 9.–10. Jonas (23), Noah (23)
- 11.–12. Elias (–), Lukas (3)
13. Nico (18)
- 14.–16. Ali (22), Kevin (18), Max (–)
- 17.–20. Julian (6), Maurice (9), Niklas (20), Tim (14)
- 1.–22. Ben (20), Jason (–)
- 23.–24. Fabian (14), Tom (–)
25. Andreas (–), Daniel (9) u. a.

Besonderheiten in zweierlei Hinsicht lassen sich beobachten anhand der Namensaufstellungen für

München

Das dortige Statistische Amt hat kürzlich *Die häufigsten Vornamen der deutschen Bevölkerung* bekanntgeben⁸; die Gegenüberstellung der so ermittelten Vornamen mit denen der Neugeborenen aus dem Jahr 2006 erlaubt einen guten Einblick in den Wandel der Vornamengebung.

[→

⁷ Aufgrund der 30er-Listen der zwölf Standesämter ergaben sich schon mehr als 70 unterschiedliche Vornamen für Jungen und mehr als 60 für Mädchen. Am häufigsten wurde *Marie* und *Sophie* gezählt (622 bzw. 550), der häufigste männliche Name war *Leon* (394). Je 4-mal kamen vor und standen am Ende dieser Auswahlliste: *Fabienne*, *Friedrike*, *Zoe* und *Andreas*, *Horst*.

⁸ Stand 31. 12. 2006; siehe unter www.muenchen.info/sta/m-stat/themen/kultur/jahreszahlen/jahreszahlen_2005/p-jt060324.pdf. Für weiterführende Angaben und die Altersberechnung ist Elmar Huss, München, sehr zu danken.

Gesamtbevölkerung	Neugeborene	Gesamtbevölkerung	Neugeborene
1. <i>Maria</i>	<i>Marie</i>	1. <i>Michael</i>	<i>Maximilian</i>
2. <i>Anna</i>	<i>Maria</i>	2. <i>Thomas</i>	<i>Alexander</i>
3. <i>Elisabeth</i>	<i>Sophie</i>	3. <i>Peter</i>	<i>Felix</i>
4. <i>Christine</i>	<i>Anna</i>	4. <i>Andreas</i>	<i>Paul</i>
5. <i>Monika</i>	<i>Katharina</i>	5. <i>Christian</i>	<i>Lukas</i>
6. <i>Sabine</i>	<i>Sophia</i>	6. <i>Wolfgang</i>	<i>David</i>
7. <i>Claudia</i>	<i>Johanna</i>	7. <i>Stefan</i>	<i>Leon</i>
8. <i>Gabriele</i>	<i>Julia</i>	8. <i>Johann</i>	<i>Sebastian</i>
9. <i>Barbara</i>	<i>Lena</i>	9. <i>Josef</i>	<i>Julian</i>
10. <i>Brigitte</i>	<i>Laura</i>	10. <i>Hans</i>	<i>Michael</i>
11. <i>Ursula</i>	<i>Elisabeth</i>	11. <i>Franz</i>	<i>Luis</i>
12. <i>Susanne</i>	<i>Charlotte</i>	12. <i>Martin</i>	<i>Simon</i>
13. <i>Andrea</i>	<i>Sarah</i>	13. <i>Alexander</i>	<i>Valentin</i>
14. <i>Renate</i>	<i>Emilia</i>	14. <i>Klaus</i>	<i>Johannes</i>
15. <i>Helga</i>	<i>Franziska</i>	15. <i>Karl</i>	<i>Florian</i>
16. <i>Katharina</i>	<i>Amelie</i>	16. <i>Markus</i>	<i>Jakob</i>
17. <i>Petra</i>	<i>Lara</i>	17. <i>Helmut</i>	<i>Elias</i>
18. <i>Karin</i>	<i>Luisa</i>	18. <i>Robert</i>	<i>Daniel</i>
19. <i>Eva</i>	<i>Leonie</i>	19. <i>Manfred</i>	<i>Moritz</i>
20. <i>Ingrid</i>	<i>Emily</i>	20. <i>Florian</i>	<i>Benedikt</i>
21. <i>Ingeborg</i>	<i>Emma</i>	21. <i>Rudolf</i>	<i>Philipp</i>
22. <i>Hildegard</i>	<i>Theresa</i>	22. <i>Werner</i>	<i>Luca</i>
23. <i>Julia</i>	<i>Lisa</i>	23. <i>Georg</i>	<i>Benjamin</i>
24. <i>Angelika</i>	<i>Antonia</i>	24. <i>Gerhard</i>	<i>Tim</i>
25. <i>Erika</i>	<i>Paula</i>	25. <i>Maximilian</i>	<i>Christian</i>

Das statistische Durchschnittsalter der deutschen Bevölkerung (darunter sind alle in München lebenden Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit zu verstehen) beläuft sich auf ca. 42 Jahre: 41 Jahre bei den männlichen Personen, 44 bei den weiblichen. Dies muss mit Blick auf die einzelnen Vornamen aber differenziert gesehen werden. So liegt das statistische Durchschnittsalter der Mädchen und Frauen, die *Anna* heißen, bei 59,1 Jahren, bei *Elisabeth* wurden 60,8 Jahre errechnet und bei *Maria* 65! Entsprechendes betrifft die männlichen Namen; hier vier Beispiele: *Andreas* – 34,6 Jahre, *Michael* – 36,5, *Peter* – 48,7 und *Thomas* – 36,0.

Hieraus lässt sich entnehmen, dass bestimmte Mädchennamen, die heute sehr populär sind, auch häufig von alten Damen getragen werden – so insbesondere *Anna* und *Maria*, dies sind aber nur ganz wenige. *Elisabeth* kommt seit einigen Jahren erst langsam wieder nach oben. Die angeführten Jungennamen waren eben, dies weiß man aus persönlicher Erfahrung, vor einigen Jahrzehnten weitverbreitet; heute sind sie relativ selten.

Zum anderen ist auffällig, dass insgesamt doch traditionelle Vornamen sich an den Spitzenpositionen befinden, wobei es nur recht wenige gibt, die in beiden Aufstellungen vorkommen. Warum es gerade diese Namen sind (wie z. B. *Maria*, *Anna* oder *Katharina* bzw. *Alexander* und *Michael*) und nicht andere (*Hildegard*, In- [→

geborg oder Franz, Wolfgang), dies ist doch nicht wirklich zu erklären. Man kann es nur registrieren und beschreiben.

Werfen wir wie in der Vergangenheit abschließend einen Blick auf einige wenige andere Länder, zuerst auf die »Vornamen-Hitparade der Neugeborenen« in **Österreich**.⁹ Die dort zuständige Behörde, Statistik Austria (Wien), veröffentlichte auf ihrer Website im August 2006 die Angaben für das Jahr 2005, wobei sie Prozentwerte beifügt. Im Vergleich zu Deutschland bietet sich kein sehr verschiedenes Bild: Bei den Mädchen (hier fällt auf, dass *Marie* nicht dabei ist) gibt es Übereinstimmungen in sechs von zehn Fällen, bei den Knaben immerhin in vier (hier fehlen die bundesdeutschen Favoriten *Leon* und *Paul*); die anderen Vornamen, die sich in der Spitzengruppe Deutschlands nicht finden, gehören allerdings durchaus zu den hierzulande populären. Hier die österreichische Tabelle mit den Vergleichswerten für 2004:

1. <i>Lukas</i> (1)	3,4 %	1. <i>Leonie</i> (3)	2,9 %
2. <i>Tobias</i> (3)	2,6 %	2. <i>Lena</i> (5)	2,7 %
3. <i>David</i> (4)	2,4 %	3. <i>Anna</i> (1)	2,6 %
4. <i>Florian</i> (2)	2,4 %	4. <i>Sarah</i> (2)	2,5 %
5. <i>Alexander</i> (8)	2,1 %	5. <i>Julia</i> (4)	2,4 %
6. <i>Sebastian</i> (10)	2,1 %	6. <i>Laura</i> (5)	1,9 %
7. <i>Julian</i> (5)	2,0 %	7. <i>Hannah</i> (7)	1,9 %
8. <i>Fabian</i> (5)	2,0 %	8. <i>Katharina</i> (8)	1,9 %
9. <i>Simon</i> (7)	2,0 %	9. <i>Sophie</i> (10)	1,7 %
10. <i>Maximilian</i> (11)	1,9 %	10. <i>Lea</i> (–)	1,7 %

Recht anders stellen sich dagegen die Verhältnisse in den Niederlanden und in Finnland dar. In beiden Fällen liegen offizielle Erhebungen vor, und es zeigt sich, dass nationale Besonderheiten die Vornamengebung prägen:

Finnland

Genannt werden für das Jahr 2005 jeweils die Erstnamen, die als Rufnamen gelten können. Sie weichen von den Zweit- und Drittnamen beträchtlich ab – dies sind bei den Mädchen vor allem *Maria*, *Emilia* und *Sofia*, bei den Jungen *Juhani*, *Johannes* und *Mikael*.¹⁰ Insofern ist mit den deutschen und österreichischen Angaben kein direkter Vergleich möglich.

1. <i>Emma</i> (1)	6. <i>Sara</i> (6)	1. <i>Veeti</i> (3)	6. <i>Lauri</i> (10)
2. <i>Ella</i> (2)	7. <i>Venla</i> (5)	2. <i>Eetu</i> (1)	7. <i>Elias</i> (11)
3. <i>Siiri</i> (3)	8. <i>Aada</i> (11)	3. <i>Aleksi</i> (2)	8. <i>Arttu</i> (7)
4. <i>Anni</i> (10)	9. <i>Emilia</i> (12)	4. <i>Joonas</i> (5)	9. <i>Leevi</i> (8)
5. <i>Aino</i> (7)	10. <i>Iida</i> (4)	5. <i>Juho</i> (6)	10. <i>Matias</i> (9)

[→

⁹ Siehe www.statistik.at/fachbereich_03/bevoelkerung_vornamen.shtml.

¹⁰ *Yliopiston nimipäiväalmanakka 2007/Universitetets namnsdagsalmanacka*. Julkaisut Helsingin yliopisto/Utgiven av Helsingfors universitet, Keuruu 2006, S. 56 ff. (Vergleichszahlen nach dem früheren Almanach, Keuruu 2005, S. 56 ff.). Freundlich mitgeteilt von Marianne Blomqvist, Helsinki.

Niederlande

Angaben für 2006¹¹

1. <i>Sophie</i> (12)	6. <i>Emma</i> (2)	1. <i>Sem</i> (2)	6. <i>Tim</i> (4)
2. <i>Sanne</i> (1)	7. <i>Lieke</i> (14)	2. <i>Daan</i> (1)	7. <i>Thiis</i> (7)
3. <i>Lisa</i> (6)	8. <i>Fleur</i> (13)	3. <i>Thomas</i> (3)	8. <i>Jesse</i> (9)
4. <i>Anna</i> (3)	9. <i>Lotte</i> (9)	4. <i>Lars</i> (6)	9. <i>Lucas</i> (5)
5. <i>Julia</i> (8)	10. <i>Eva</i> (7)	5. <i>Milan</i> (8)	10. <i>Sven</i> (16)

Die Zeitung *d'Wort* berichtete Ende letzten Jahres über die Namengebung in **Luxemburg** und über eine markante – und womöglich in Zukunft auch in Deutschland einzuführende – rechtliche Neuregelung. Ohne weiteren Kommentar zitiere ich aus dem Artikel *Der Fantasie sind fast keine Grenzen mehr gesetzt*¹²:

»Als das neue Namensgesetz am 1. Mai dieses Jahres in Kraft trat, war[en] der Fantasie bei der Namensgebung fast keine Grenzen mehr gesetzt. Exotische Vornamen oder kombinierte Familiennamen – die Entscheidung lag ab sofort bei den Eltern. [...]

Neu ist auch die Gesetzesregelung bei Vornamen: Seit diesem Jahr müssen die Eltern nicht mehr die Existenz eines Vornamens beim Standesamt nachweisen. Dies führte denn auch zur Erfindung neuer Namen, zu neuen Kombinationen oder gar zu neuer Schreibweise altbewährter Namen.

Gab es auch Eltern, die ihren Kindern kuriose Namen geben wollten? »Bei uns wurden Eltern vorstellig, die ihren Sohn Michael Ballack nennen wollten. Dies wurde jedoch abgelehnt, da es sich hierbei nicht um einen eigentlichen Vornamen, sondern den Namen einer prominenten Person handelt«, berichtet Jules Becker [Standesamt Luxemburg]. [...]

Es gibt Vornamen, die sind bei Luxemburgern und Ausländern gleichermaßen beliebt. Dabei handelt es sich um solche, bei denen man nicht im geringsten auf die Nationalität des Kindes schließen kann. [...] Lara, Melisa, (oder Melissa), Noémie, Lea und Sara(h). [...] Viele männliche Sprösslinge wurden auf den Namen Luca, Tom, Tim, William, Yann, Sam oder Samuel, Mathieu, Mic(h)ael und Ruben getauft. Auch der Name Jamie erfreute sich in der Südmétropole [= Esch] großer Beliebtheit – dies bei beiden Geschlechtern. [...] Viele Eltern entscheiden sich auch für unkonventionelle Schreibweisen bei den Namen: Swen anstatt Sven«, erinnert sich Jules Becker.

Thierry Feller vom Standesamt Wiltz kann auf Anfrage mit einigen exotischen und originellen Namen aufwarten, wobei die Eltern besonders bei ihrem weiblichen Nachwuchs Fantasie beweisen. »Émérence, Maeva, Océane, Yuna, Luana bei Mädchen oder Tyres, Tristan, Tyler, Thibault, Lee bei den Jungs.« Viele Namen klingen für uns Luxemburger exotisch, sind jedoch in den Herkunftsländern der Ausländer gang und gäbe. In diese Kategorie sind wohl Murat, Aldijan, Anjeza, Edson, Elmin, Enzo, Gemini, Zeco oder Tiago einzuordnen. [...]

Auch wenn manche Kinder im späteren Leben an ihrem von den Eltern gegebenen Namen herumrögelnd, eines steht fest: Kein Elternteil nimmt die Namensgebung seines Sprösslings auf die leichte Schulter.«

Nennenswerte Unterschiede zur hiesigen Situation, abgesehen von den jetzt anders gelagerten staatlichen Namensvorschriften, kann ich aufgrund der Beobach- [->

¹¹ Nach Sociale Verzekeringsbank: www.svb.nl/internet/nl/regelingen/kinderbijslag/kindernamen...; vgl. www.voornamelijk.nl/nednederland.html.

¹² *d'Wort*, 28. 12. 2006, S. 19, Autorin: Sandra Metz. Freundlich mitgeteilt von Ludwig Stoffels, Lintgen.

tungen in Deutschland und der Erfahrungen in der GfdS-Vornamenberatung nicht erkennen. []

Dr. Gerhard Müller ist langjähriger wissenschaftlicher Mitarbeiter der Gesellschaft für deutsche Sprache. Seit 2001 leitet er den Sprachberatungsdienst und ist damit auch für die Vornamenberatung zuständig.

Zur Geschichte der deutschen Sprache in China

Die Tongji-Universität feiert ihr 100-jähriges Jubiläum *

Von Roswitha Reinbothe, Duisburg/Essen

Die Tongji-Universität in Shanghai feiert in diesem Jahr ihr hundertjähriges Bestehen. Ihre Anfänge gehen zurück auf eine deutsche Schulgründung: die Deutsche Medizinschule für Chinesen in Shanghai, die 1907 unter maßgeblicher Beteiligung der deutschen Regierung gegründet und 1912 um eine Ingenieurschule erweitert wurde. Sie war mit einer Sprachschule verbunden. Denn von Anfang an erteilten deutsche Lehrer den Fachunterricht in deutscher Sprache. An der Tradition des Deutschstudiums und deutschsprachiger Studiengänge hat die Tongji-Universität bis heute festgehalten.

Chinesische Bildungsreformen - Deutsche Schulen in China

Vor hundert Jahren war in China die Lage für die Gründung deutschsprachiger Fachschulen besonders günstig, als sich angesichts der technischen Überlegenheit der Industriemächte, die das Agrarland China militärisch besiegt hatten, die Regierung des chinesischen Kaiserreichs gezwungen sah, eine Modernisierung des Landes in die Wege zu leiten. Entscheidende Bedeutung gewann dabei die tiefgreifende Umgestaltung des chinesischen Bildungssystems: Moderne Schulen und Hochschulen wurden errichtet, die sich an europäische und US-amerikanische Vorbilder anlehnten, ausländische Lehrer herangezogen und Studenten zum Studium ins Ausland geschickt. Sprachen spielten dabei eine wichtige Rolle. Um die modernen Wissenschaften studieren zu können, mussten Chinesen westliche Sprachen erlernen.

[→

* Anlässlich des Jubiläums veranstaltet die Deutsche Fakultät in Zusammenarbeit mit der Fritz Thyssen Stiftung, der Gesellschaft für deutsche Sprache und ihrem Zweigverein in Shanghai vom 25. bis 28. Mai 2007 ein internationales Symposium mit dem Titel »Modernisierung der Germanistik in chinesisch-deutscher Perspektive« (s. *Der Sprachdienst* 1/2007, graue Seiten). Für nähere Informationen zu dieser Veranstaltung steht Frau Gong Yan (irenegy@yahoo.com.cn) zur Verfügung.

Bei diesen weitreichenden Bildungsreformen war die chinesische Regierung allerdings auf die Hilfe der fremden Mächte angewiesen, die sich ihrerseits darum bemühten, auf die chinesischen Reformen Einfluss auszuüben. Auch die deutsche Regierung bot ihre Unterstützung an, weil es ihr nützlich erschien, die deutsche Sprache und Bildung in China zu verbreiten. Vorrangiges Ziel dabei war, die Wirtschaftsbeziehungen zu fördern und die Macht des Englischen zurückzudrängen.

Seit 1903 wurde in deutschen Regierungskreisen die Gründung deutscher Schulen und Hochschulen in China diskutiert. Als die von der chinesischen Regierung entsandte Studienkommission, die die Staatseinrichtungen westlicher Länder studieren sollte, 1906 nach Berlin kam und im preußischen Kultusministerium empfangen wurde, gaben auch die chinesischen Abgesandten ihre Zustimmung zu deutschen Schulgründungen in China. Der preußische Kultusminister versprach, in einer oder zwei Städten – vorgeschlagen wurden Shanghai und Nanking – auf seine Kosten eine Schule zu eröffnen, an der Chinesen auf ein Studium in Deutschland sprachlich vorzubereiten waren. Doch entgegen dieser Vereinbarung zog es die deutsche Regierung vor, chinesische Studenten nicht in Deutschland, sondern an deutschsprachigen Fach- und Hochschulen in China auszubilden, wo sie den besonderen chinesischen Bedingungen und gleichzeitig den deutschen Interessen Rechnung tragen konnte. Die sprachliche und fachliche Vorbildung sollte ebenfalls darauf ausgerichtet sein.

Nach diesem Plan wurden in den folgenden Jahren in chinesischen Großstädten, in denen sich deutsche Geschäftsleute niedergelassen hatten, deutsche Sprach- und Mittelschulen für Chinesen ins Leben gerufen, auch »deutsch-chinesische Schulen« genannt, so 1907 in Shanghai, Hankou (heute ein Teil von Wuhan) und Tianjin, 1909 in Kanton und Chengdu und 1910 in Jinan. Als höhere Fachschulen kamen die 1907 gegründete Deutsche Medizinschule für Chinesen in Shanghai und die dieser 1912 angeschlossene Ingenieurschule hinzu sowie die 1909 eröffnete Hochschule in Tsingtau (Qingdao), der Hauptstadt der deutschen Kolonie.

Die Deutsche Medizinschule für Chinesen in Shanghai

1899 war von dem ehemaligen Marinearzt Erich Paulun zusammen mit dem Marinemediziner Oscar von Schab in Shanghai ein Hospital für Chinesen gegründet worden, das Tung Chee-Hospital (Tongji-Hospital). Wie in Hongkong, wo Engländer seit 1887 ein Krankenhaus mit Medizinschule für Chinesen betrieben, plante man, dem Tung Chee-Hospital eine Medizinschule anzuschließen. Anfang 1904 besprach der Generalkonsul in Shanghai, Wilhelm Knappe, diesen Plan in Berlin mit Vertretern des Auswärtigen Amtes und des preußischen Kultusministeriums. Um Chinesen auf ein deutschsprachiges Medizinstudium vorzubereiten, sollte zunächst ein Philologe oder Elementarlehrer mit Lateinkenntnissen ans Generalkonsulat in Shanghai entsandt werden und mit Unterstützung von Konsulatsdolmetschern und Lehrern der Deutschen Schule, die deutschen Schülern vorbehalten war, den Sprach- und Vorbereitungsunterricht aufnehmen.

Doch erst nach der Vereinbarung mit der chinesischen Studienkommission im Jahr 1906 wurden Kultusministerium und Auswärtiges Amt aktiv. Der Ministerial- [->

direktor im preußischen Kultusministerium, Friedrich Althoff, ließ einen Grundvertrag und vorläufigen Lehrplan, eine Stiftungssatzung und einen Bauplan für die Medizinschule ausarbeiten. Zur gleichen Zeit rief das Kultusministerium alle preußischen Universitätskliniken und naturwissenschaftlichen Institute auf, aus ihren Beständen entbehrliche Ausrüstungsgegenstände und Fachliteratur abzugeben, um die medizinische Einrichtung und die Fachbibliothek zusammenzustellen. Auch deutsche Verlage und Firmen der medizinisch-technischen und pharmazeutischen Industrie wurden gebeten, medizinische Lehrbücher, Instrumente, Apparate, Modelle und Präparate für die Medizinschule zu spenden. So kam eine umfangreiche Sammlung wichtiger Lehrmittel und Einrichtungsgegenstände zustande.

Die ersten drei Lehrer engagierte das Kultusministerium Ende 1906 und Anfang 1907: für die Leitung der Sprachschule bzw. Vorschule den Oberlehrer Anton Schindler, der Deutsch sowie naturwissenschaftliche Fächer und Mathematik unterrichten sollte, für die Medizinschule den Physiologen Claude du Bois-Reymond und den praktischen Arzt Waldemar Ammann, der Anatomie und Pathologie lehren sollte.

Finanziert wurde das Unternehmen von der deutschen Regierung in Verbindung mit zwei neu geschaffenen Organisationen: der »Koppelstiftung zur Förderung der geistigen Beziehungen Deutschlands zum Auslande« und dem »Ausschuss zur Förderung der deutschen Kulturarbeit in China«, dem zahlreiche Vertreter von Regierung, Wirtschaft, Wissenschaft und Militär angehörten.

Schließlich wurde am 1./7. März 1907 in Berlin der Grundvertrag über die Deutsche Medizinschule in Shanghai von der »Koppelstiftung«, dem »Ausschuss zur Förderung der deutschen Kulturarbeit in China«, der »Deutschen Arztfirma in Shanghai«, zu der sich die Ärzte Paulun und von Schab mit anderen zusammenschlossen hatten, und dem »Komitee für das Tung Chee-Hospital in Shanghai« unterzeichnet. Die Leitung der Medizinschule in Shanghai übernahm ein Kuratorium, dem auch chinesische Geschäftsleute angehörten. Vorsitzender des Kuratoriums und damit Leiter der Medizinschule wurde Erich Paulun; nach seinem Tod 1909 trat an seine Stelle Oscar von Schab.

Der offizielle Name »Deutsche Medizinschule für Chinesen in Shanghai« wurde im Chinesischen abgewandelt, um die enge Verflechtung mit dem Tung Chi-Hospital zu unterstreichen. Er lautete nach damaliger Umschrift: Tung-chi-te-wen-i-hsüeh-t'ang, nach der heute üblichen Pinyin-Umschrift: Tongji dewen yixuetang, was in deutscher Übersetzung heißt: Tung Chi [Tongji] Deutschsprachige Medizinschule. Dieser Name wurde damals jedoch im Deutschen nicht verwendet.

Am 3. Juni 1907 konnte die dreijährige Sprachschule (Vorbereitungsschule) mit 22 Schülern eröffnet werden, und bereits am 1. Oktober 1907 begann der deutschsprachige Lehrbetrieb an der Medizinschule mit acht ausgewählten Studenten – darunter befand sich auch ein chinesischer Arzt. Die Studienzeit im Vorklinikum dauerte zwei Jahre und im sich daran anschließenden Klinikum drei Jahre. Allerdings hatten die Studenten mit großen sprachlichen und fachlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, da ihre sprachliche und naturwissenschaftliche Vorbildung unzureichend war. Selbst nachdem sie die Sprachschule absolviert hatten, konnten

[→

sie dem deutschsprachigen Fachunterricht an der Medizinschule nicht mühelos folgen. Erschwerend kam hinzu, dass die deutschen Lehrer kein Chinesisch konnten und selten auf die Erfahrungswelt ihrer Schüler und Studenten eingingen, was zu vielen Konflikten führte. Um die sprachliche und fachliche Vorbereitung zu verbessern, wurde die Schulzeit an der Sprachschule 1914 auf vier, 1917 auf fünf und 1926 auf sechs Jahre verlängert.

Im Lauf der Jahre stieg die Schüler- und Studentenzahl an. So gingen 1910 bereits 58 Schüler zur Sprachschule, 6 Studenten studierten im Vorklinikum und 3 im Klinikum. Bis 1919 wurden über 40 chinesische Ärzte an der Medizinschule ausgebildet.

Die Deutsche Ingenieurschule für Chinesen in Shanghai

Schon früh wurden der deutschen Regierung Vorschläge unterbreitet, technische Schulen in China zu errichten, um deutschsprechende Ingenieure heranzubilden und bei Chinas Industrialisierung mitzuwirken. Als 1906 die chinesische Regierung im ganzen Land technische Schulen aufbauen ließ, begann sich die »Nordwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller«, der Konzerne wie Krupp und Thyssen angehörten, dafür zu interessieren und wandte sich deshalb an das Auswärtige Amt. Doch erst 1910 entschloss man sich in Berlin, schnell zu handeln, nachdem das chinesische Unterrichtsministerium in einem »Sprachenerlass« verfügt hatte, dass ausschließlich Englisch die obligatorische Fremdsprache an den neuen chinesischen Gewerbeschulen sein sollte. Einer solch weitgehenden Bevorzugung des Englischen als Sprache der Technik wollte man unbedingt entgegenwirken. Deshalb luden die Staatssekretäre des Auswärtigen Amts und des Reichsmarineamts, Alfred von Kiderlen-Waechter und Alfred von Tirpitz, neben den zuständigen Ministerien führende Vertreter von Industrie, Banken und Handel, darunter Krupp, Thyssen, Stinnes, Siemens, Gwinner (Deutsche Bank), zu einer vertraulichen Besprechung am 14. Dezember 1910 nach Berlin ein, um die Gründung deutschsprachiger technischer Schulen in China sofort in Angriff zu nehmen und deren Finanzierung zu sichern. Auf der Versammlung wurde eine »Vereinigung zur Errichtung deutscher technischer Schulen in China zum Zwecke der Förderung der deutschen Handelsinteressen in China« ins Leben gerufen. Man kam überein, zuerst in Shanghai eine deutsche Ingenieurschule zu errichten, die dort mit der Medizinschule und deren Sprachschule verbunden werden konnte. Weitere technische Schulen waren in Hankou (heute ein Teil von Wuhan), Tianjin und Kanton geplant, wo deutsche Sprachschulen für Chinesen bereits bestanden.

So wurde 1912 unter der Leitung des Maschinenbauingenieurs Bernhard Berrens die Deutsche Ingenieurschule für Chinesen in Shanghai eröffnet. Dort hatten chinesische Studenten Gelegenheit, in einem dreijährigen (später vierjährigen) Studium Maschinenbau, Elektrotechnik und Bauingenieurwesen (insbesondere Eisenbahnbau) bei deutschen Lehrern in deutscher Sprache zu studieren. Eine Lehrwerkstatt kam hinzu, in der sie in einem einjährigen Praktikum deutsche Maschinen kennenlernen konnten, und eine Lehrlingsschule, die 1915 zur Werkmeisterschule ausgebaut wurde. Auch die Lehrlinge lernten Deutsch.

[→]

Anfangs waren es nur sechs Studenten, die ein Ingenieurstudium in deutscher Sprache aufnahmen. Im Wintersemester 1914/15 war die Zahl der Ingenieurstudenten schon auf 41 gestiegen, während sich 105 Schüler an der Sprachschule auf ihr technisches Studium vorbereiteten.

Ähnlich wie an der Medizinschule fiel es den chinesischen Ingenieurstudenten nicht leicht, in deutscher Sprache zu studieren. Vor allem die deutschen Fachausdrücke bereiteten ihnen Schwierigkeiten, weil es im Chinesischen noch keine entsprechenden Wörter gab und chinesische Lehrbücher ebenso wie Fachlexika fehlten. Deshalb bemühten sich die Lehrer, mit möglichst vielen Übungen an Werkzeugen und Maschinen den Studenten die deutschen Fachausdrücke zu erklären.

Auf jeden Fall konnten die chinesischen Studenten an der Ingenieurschule ebenso wie an der Medizinschule eine fachliche Grundausbildung in deutscher Sprache erwerben, die es ihnen ermöglichte, sich anhand deutscher Fachliteratur fortzubilden und mit deutschen Industriebetrieben Verbindung aufzunehmen. Zugleich sorgten deutsch sprechende und schreibende chinesische Ingenieure für den Gebrauch und die Verbreitung der deutschen Fachsprache in China. Allerdings gelang es nicht, die englische Sprache an den chinesischen Gewerbeschulen zurückzudrängen. Wie groß jedoch die Anerkennung war, welche die Deutsche Medizin- und Ingenieurschule bei der chinesischen Regierung fand, zeigte die weitere Entwicklung.

Von der deutschsprachigen Fachschule zur Tongji-Universität

Nachdem Frankreich im Ersten Weltkrieg 1917 Grundstück und Gebäude der Deutschen Medizin- und Ingenieurschule, die im Bereich der französischen Niederlassung in Shanghai lagen, beschlagnahmt hatte, wurde die Schule einem chinesischen Komitee, dem Tung-Chi Komitee, unterstellt und als Tung-Chi Medizinische und Technische Fachschule in Shanghai-Wusong weitergeführt.

Noch bevor China und Deutschland 1921 einen separaten Friedensvertrag auf der Grundlage »vollkommener Gleichstellung und absoluter Gegenseitigkeit« schlossen, wurde am 29. März 1921 zwischen dem Präsidenten des chinesischen Tung-Chi Komitees, Ruan Shangjie, und dem Vorsitzenden des Verbandes für den Fernen Osten,¹ von Koerner, ein Vertrag über die deutsch-chinesische Zusammenarbeit an der Schule geschlossen. In diesem Vertrag verpflichtete sich das Tung-Chi Komitee, weiterhin Chinesisch und Deutsch als einzige Unterrichtssprachen zuzulassen und neben chinesischen Lehrern nur deutsche Lehrer einzustellen. Ein von Chinesen und Deutschen paritätisch besetzter Arbeitsausschuss sollte an der Leitung der Schule beteiligt werden. Während die chinesische Regierung für den Neubau und Unterhalt der Schule aufkam, war auch die deutsche Regierung bereit, die weitere Zusammenarbeit finanziell zu fördern, und die deutsche Industrie

[→

¹ Zum Verband für den Fernen Osten hatten sich Organisationen, die sich mit deutscher Sprach- und Kulturarbeit in China befassten, 1919 zusammengeschlossen.

stellte für die technische Einrichtung der Schule Maschinen, Instrumente und Apparate im Wert von vier Millionen Mark zur Verfügung.


Nach diesen Vorbereitungen wurden 1924 in Shanghai-Wusong die Tung-Chi Technische Hochschule und die Tung-Chi Medizinische Hochschule eingeweiht. Die chinesische Regierung verlieh beiden Hochschulen den Rang einer Universität. Sie bildeten fortan die Technische Fakultät und Medizinische Fakultät der Tung-Chi Universität. Unter dem chinesischen Rektor der Universität, Ruan Shangjie, fungierten als Dekan der Technischen Fakultät Bernhard Berrens, der frühere Leiter der Deutschen Ingenieurschule in Shanghai, und als Dekan der Medizinischen Fakultät der Chirurg Eduard Birt. Die Leitung der Tung-Chi Mittelschule (Sprachschule) übernahm Wilhelm Othmer. Damit wurde der deutsche Sprach- und Fachunterricht, den deutsche Lehrer erteilten, an der Tung-Chi (Tongji) Universität fest etabliert. Diese Tradition hat sich bis heute erhalten. []

Literatur

Reinbothe, Roswitha (1992): *Kulturexport und Wirtschaftsmacht. Deutsche Schulen in China vor dem Ersten Weltkrieg*. Frankfurt am Main.

Dr. Roswitha Reinbothe ist Privatdozentin an der Universität Duisburg-Essen, FB Geisteswissenschaften/Germanistik. Von 1981 bis 1985 war sie als DAAD-Lektorin für deutsche Sprache, Literatur und Landeskunde an der Fremdsprachenhochschule Shanghai tätig.

Fragen und Antworten

 Bei einem »Stiftermahl« für eine gemeinnützige Einrichtung kam die Frage auf, wie die Wendung *stiften gehen* im Sinne von »abhauen, sich verdrücken« entstanden sein mag. In den Lexika, die mir vorliegen, auch bei Lutz Röhrich, findet sich der Ausdruck wohl erwähnt, aber ohne Erklärung. Könnte nicht das Wort *Stift* in der Bedeutung »etwas Geringes, Kleinigkeit« – man vergleiche *Stift* als »Lehrling« – der Ausgangspunkt sein? Wer sich schnell aus dem Staub macht, »sich dünne macht«, wirkt nur noch wie ein Strich in der Landschaft?

[GfdS] Der Ausdruck *stiften gehen*, der seit Anfang des 20. Jahrhunderts geläufig ist und in vielen Wörterbüchern, auch Dialektwörterbüchern, verzeichnet wird, ist trotz verschiedener Deutungsversuche noch nicht plausibel und sicher erklärt.

In der Soldatensprache des Ersten Weltkriegs ist der Ausdruck *stiften gehen* reichlich belegt. Gustav Hochstetter (*Der feldgraue Büchmann. Geflügelte Kraftworte aus der Soldatensprache*, 1916) und Otto Maußer (*Deutsche Soldatensprache*, 1917) haben *stiften* und *stiften gehen* im Sinne von »weggehen, sich entfernen, bei Gefecht sich wegmachen« bzw. (in der Fliegersprache) »schnell verschwinden, Deckung suchen« dokumentiert. Dies wird wiedergegeben

im *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm, Bd. 10.II.II (1942, Sp. 2890), wo auch vermerkt wird, dass *stiften gehen* in die Umgangssprache übernommen wurde. Die Wendung hat sich ja gehalten, und in der späteren Soldatensprache, auch der in der DDR war *stiften gehen* zu beobachten.

Entstanden ist der Ausdruck vermutlich schon zuvor. Heinz Küpper gibt in seinem *Illustrierten Lexikon der deutschen Umgangssprache* (Bd. 7, 1984) bei *stiftengehen* »sich heimlich entfernen« an: »1900 ff.«, und er verweist nicht nur auf die Soldatensprache, sondern auch auf die Verbrecher- und die Polizeisprache. Zur Deutung schreibt er: »Gehört zu *mhd* »stieben = Staub aufwirbeln; schnell laufen.«. Anscheinend unter Bezug auf Küpper erwägt dies auch das *Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache* von F. Kluge/E. Seebold (zuletzt 2002). Doch bleibt dies spekulativ. Auch Johann Knoblochs Hypothese, hier liege eine Wendung aus der Imkersprache vor – siehe das *Stiften* der Bienen –, ist unbewiesen. Knobloch weist darauf hin, dass die Königin nach dem Bestiften des Eis (die Bieneier werden also als *Stifte* angesehen) ihre besondere Zelle verlässt und wegfliegt; ein Einfluss der Imkerfachsprache auf die Umgangssprache sei denkbar (siehe *Muttersprache*, 1978, S. 261 f.). Zustimmung aufgegriffen wurde diese Erklärung unseres Wissens nicht.

Für Ihren Deutungsversuch spricht zunächst, dass in der Soldatensprache des Ersten Weltkriegs, für die *stiften gehen* ja reichlich belegt ist, seinerzeit auch *Stift* in der Bedeutung »Rekrut« geläufig war; dies übrigens schon früher, wie bei Paul Horn belegt (*Die deutsche Soldatensprache*, 1905). Doch eine rechte Sinnbeziehung will sich für mich nicht herstellen, da der Gang der Erklärung sehr verwickelt und der Ausdruck offenbar älter ist sowie

auf andere Weise zu erklären sein müsste. Einige Dialektwörterbücher haben schon diese Beziehung zu *Stift* formal hergestellt, doch auch kein nachvollziehbares Motiv benannt.

Schon die Autoren jenes Bandes des *Deutschen Wörterbuchs* vermuten, die Wurzel liege in der Gaunersprache. In anderer Weise wird auf dieses Idiom Bezug genommen in *Trübners Deutschem Wörterbuch*, Band 6, 1955. Hier wird *stiften gehen* im Sinne von »weglaufen« erklärt unter Hinweis auf das hebräische Wort *schataf* mit der Bedeutung »überströmen«; der Ausdruck sei »durch Gaunerkreise vor allem der Soldatensprache vermittelt worden«. Eine Bestätigung allerdings war nicht zu ermitteln.

Einen weiteren Hinweis mit Blick auf die Gaunersprache bietet Sigmund A. Wolfs *Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache* (1956): *Stift* ist mehrfach belegt, für »Knabe« und Lehrling, Kellnerlehrling« (*Stiftch* meint »Knäbchen«, *Stiftbohrer* »Päderast«). *Stift* heißt weiterhin aber auch »Kautabak« und *stiften* »Tabak kauen« (dies wird übrigens von den Dialektwörterbüchern zum Berlinischen und zum Preußischen unterstützt). So wäre eine weitere Spekulation möglich: Könnte die fragliche Wendung nicht mit Blick auf diejenigen entstanden sein, der sich aus dem Staube macht und Deckung sucht, weil er sich aus dem Gefecht zurückziehen und in Ruhe priemen will?

Eine schlüssige Erklärung für *stiften gehen* steht wohl noch aus, aber mir scheint, die Herleitung aus *stieben* hat viel für sich. Im Mittelhochdeutschen meinte *stieben* nicht nur »wie Staub umherfliegen« und »Staub von sich geben, stäuben«, sondern auch »schnell laufen, rennen, fliegen«. Auch das *Frühneuhochdeutsche Wörterbuch* (Bd. 11, 2006) belegt *stieben*, übertragen und auf den Menschen bezogen, im Sinne von »sich schnell entfernen, entfliegen«.

[34778 GM]

✉ In unserer Zeitung stand die Überschrift »... fechtet die Wahl an«, und ein Leser schrieb uns kritisch hierzu und mahnte die richtige Form *ficht* an, nicht *fechtet*. Was ist Ihre Meinung dazu? Hat die Redaktion einen Fehler gemacht?

[GfdS] Manche Verben erleben im Laufe der Zeit eine Vereinfachung in der grammatischen Abwandlung, der Konjugation. Das Verb *fechten* unterliegt an sich traditionell dem sog. e/i-Wechsel, das heißt, man sagt *ich gebe, wir geben*, aber *du gibst, er, sie, es gibt* oder eben *ich fechte, wir fechten*, aber *du fichtst, er, sie ficht*, vgl. die Redensart *Das ficht mich nicht an*.

So wäre an sich die Version *Er ficht die Wahl an* formal korrekt. Es scheint aber, dass gerade bei dem Verb *fechten* bzw. mit Vorsilbe – *anfechten* – heute vielfach (vermutlich auch zunehmend) die Vokalabwandlung und die sog. starke Beugung nicht mehr vollzogen werden und die gegenwärtig als »normal« empfundene sog. schwache Form gebraucht wird, so wie *rechnen* – *rechnet, bewegen* – *bewegt* usw.

In der Vergangenheit hat es dies auch schon öfter gegeben, und manche früher starken Formen mit e/i-Wechsel wurden aufgegeben, so z. B. bei *melken*, da heißt es heute allgemein *er, sie melkt* (nicht mehr *milkst, milkt*; diese Formen werden schon als entlegen und falsch verstanden, nur das starke Partizip *gemolken* hat sich gehalten).

Einige repräsentative Beispiele für den aktuellen, vereinfachten Gebrauch nach der großen Textdatenbank der Universität Leipzig (siehe www.wortschatz.uni-leipzig.de), wobei *ficht* freilich noch ganz in der Mehrheit ist: »Zusammen mit seiner Mutter und seinem Bruder Howard, der vor dem Tod seines Vaters enterbt worden war, fechtet er die Entscheidung des ersten Gerichts an« (Quelle: *Bild* 2001). »Maron fechtet aber auch in

eigener Sache« (Quelle: *literaturkritik.de*). »Kirch fechtet aber gerichtlich die Wirksamkeit der Option an« (Quelle: ZDF, *heute*). »Dagegen fechtet, neben London und Paris, vor allem der Europäer Kohl« (Quelle: *Berliner Zeitung* 1996). »Mensurfechten stärkte den Zusammenhalt der Truppe: Wer fechtet, ›zeigt, dass ihm die Gemeinschaft des Bundes mehr wert ist als abratende Stimmen aus der Umgebung« (Quelle: *Berliner Zeitung* 2000). »Die Fünfkämpferin Sabine Krapf fechtet zusätzlich mit großem Erfolg für den Heidenheimer SB« (Quelle: *Frankfurter Rundschau* 1993). »FDP fechtet Wahl in Bayern an« (Quelle: *taz* 1992).

Man sieht, es sind doch alles respektable Presseorgane – und Ihre Zeitung ist somit in guter Gesellschaft. Es ist also eine Sache der Abwägung; man sollte, meine ich, nicht mehr strikt die traditionelle Form fordern, sondern auch die vereinfachte, die vielfach nicht als falsch empfunden wird, gelten lassen.

Die schwachen Formen sind übrigens so neu nicht; für frühere Zeiten finden sich Belege im großen *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm, und zwar bei verschiedenen Stichwörtern; so heißt es z. B. einmal bei Winkelmann: »Marcus Coriolanus fechtet«; in einem Gedicht von Tscherning findet sich diese Zeile: »was fechtet dich so grosz ein armes kindlein an«. Die Neubearbeitung enthält u. a. diese Stelle (Band 9, 2001, Sp. 223): »in der nacht da fechtet des ritters hauszfraw in dem schlauff« (hier im Sinne von ›sich aufgeregt bewegen, fuchteln‹). Auch *Trübners Deutsches Wörterbuch* (Band 2, 1940) vermerkt: »Neben den starken Formen des Präs[ens] *du fichtst, er ficht* erscheinen mitunter auch die schwachen: *du fechtest, er fechtet, fechte*.« Anfangs lauteten die Vergangenheitsformen übrigens *a*, also *vaht, vahten* (daneben auch *vuhten*), seit dem 17. Jahrhundert hat sich *focht, fochten* durchgesetzt.

Sprachentwicklung also auch in dieser Hinsicht.

Analog wäre auf *flechten* zu verweisen. Auch hier begegnen statt der starken Formen *du flichtst, er, sie flicht* immer wieder die schwachen: *du flechtest, er, sie flechtet*. Wiederum zur Veranschaulichung einige wenige aktuelle Beispiele aus der Presse: »Das Bush-Team achtet darauf, dass Minoritäten prominent im Apparat vertreten sind, und Bush flechtet gerne spanische Wendungen in seine Auftritte ein« (Quelle: *Die Welt* 2001). »Christa Schaifers-Zachariae aus Langen flechtet lange an einem Stoffkranz« (Quelle: *Frankfurter Rundschau* 1993). »Nach unsentimentalen rhythmischen Ansagen der ersten beiden Phasen flechtet Skywalker darauf zum Beispiel Soul-Sprengsel ein« (Quelle: *taz* 1997). »Jeremie Blanc flechtet Strohmatte« (Quelle: *taz* 1986). [34853 GM]

☒ Wie kommt es eigentlich zu dem Ausdruck *vergackeiern*? Damit wird ja zum Ausdruck gebracht, dass jemand verulkt oder auch irreführt wird. Woher rührt die Verbindung zu *Ei*?

[GfdS] Dieses Wort ist zwar schon seit einiger Zeit, mindestens seit 1900, im Deutschen bekannt und wird im Sinne von ›veralbern, verulken, einen Streich spielen‹ öfter gebraucht. In vielen Wörterbüchern, auch Dialektwörterbüchern, wird es auch mit der genannten Bedeutung verzeichnet, doch wird keine nähere Erläuterung gegeben.

Das *Große Wörterbuch der deutschen Sprache* (Dudenverlag 1999) stellt immerhin den Bezug zum volkstümlichen Hauptwort *Gackei* her. Hier dürfte auch die Wurzel der Entstehung von *vergackeiern* liegen. Das Gackern des Huhns, und besonders nach dem Legen der Eier sollen die Hühner ja sich durch eifriges Gackern bemerkbar


machen, wird in der Wortschöpfung *Gackei* verdeutlicht, und auch Erwachsene sprechen Kindern gegenüber tatsächlich oft vom *Gackei* (= Ei). *Gackei* wird schon im *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm mit dem *Gackern* der Hühner in Verbindung gebracht. J. Chr. Adelung vermerkt um 1800 in seinem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*: »[...] so wie *gackern* im gemeinen Leben, von dem Geschreye der Hühner gebraucht wird, besonders wenn sie Eyer gelegt haben«. In einem seiner Volksmärchen (*Ulrich mit dem Bühel*) lässt J. K. A. Musäus »eine Henne gackern, die ihr frisch gelegtes Ei laut rezensierte«.

Eine nicht sicher bestätigte, doch plausible Deutung bringt Heinz Küpper in seinem *Illustrierten Lexikon der deutschen Umgangssprache* (Band 8, 1984): »*vergackeiern* [...] jn. verulken; dem Lehrer einen Streich spielen. Hergenommen vom Huhn, das gackert, ohne ein Ei gelegt zu haben; weiterentwickelt zur Bedeutung ›irreführen‹.« Wird jemand also *vergackeiert*, dann wird ihm etwas vorgespielt, dann wird Wirklichkeit nur vorgetäuscht.

Ein anderer Sprachvergleich, auch dem landwirtschaftlichen Leben: der Schafschur, entnommen und in der Bedeutung nicht sehr viel anders gelagert, ist ja: *Viel Geschrei und wenig Wolle*. Doch auch zum Eierlegen gibt es im traditionellen Sprichwortschatz prägnante Beispiele (siehe K. F. W. Wanders *Deutsches Sprichwörterlexikon*, Erster Band, 1867): *Das Gackern der Hühner leidet man um der Eier willen; Gackere du, die Hühner legen die Eier; Viel Gackerns und wenig Eier* – und vor allem, ganz in der Nähe zu Ihrer Frage, dazu übertragen gebraucht: *Er kann keine Eier legen, aber er gackert viel*. [34764 GM]




Telefonische Auskünfte

 Immer wieder kommt bei uns die Frage auf, wie das *ß* nach der Rechtschreibreform behandelt wird. Ein Kunde unserer Agentur meint, dass dieser Buchstabe abgeschafft sei, und beharrt auf »Strasse«. Klären Sie uns bitte auf.

[GfdS] Diese Frage wird uns öfter gestellt, und auch in der Presse ist diese an sich eingängige neue Rechtschreibregel noch nicht angekommen.

Nach der alten wie neuen Orthographie wird *Straße* mit *ß* geschrieben. Die neuen Rechtschreibregeln haben zwar den Gebrauch von *ß* verändert, aber diesen besonderen Buchstaben (im 16. Jahrhundert aufgekommen und aus *ß* hervorgegangen) keineswegs abgeschafft (siehe die Vorbemerkungen« zu § 1 und § 25). Nur in der Schweiz verzichtet man wegen der dortigen Viersprachigkeit allgemein auf *ß* und schreibt *ss* – also *Strasse* wie *Gasse*, *Busse* (»Omnibusse« und »Buße«).

Letzteres ist in Deutschland und Österreich nicht der Fall. Das *ß* wird geschrieben bei langer Aussprache und Doppelvokal, also beispielsweise *groß*, *Gruß*, *Straße*, *draußen*, *fleißig*, *mäßig*. Mit Doppel-s schreibt man nach der Reform kurz gesprochene Wörter wie *Fluss*, *muss*, *Prozess*. Nur wenn aus bestimmten Gründen kein *ß* zur Verfügung steht oder wenn ein Wort in Großbuchstaben überführt wird (wie *GRUSS* oder *STRASSE*), wird – wie früher, vor der Rechtschreibreform – ersatzweise *ss* geschrieben. [GM]

 Gelegentlich höre ich die Wendung *Hier irrt Goethe*. Weiß man, vom wem sie geprägt wurde und zu welchem Anlass?

[GfdS] Im Goethe-Jahr 1932 wurde auch die parodistische Revue *Hier irrt*

Goethe aufgeführt, zuerst in München und später in Berlin, mit großem Erfolg übrigens. Beteiligt waren u. a. Helmut Käutner und der Musiker Norbert Schulze. Hier liegt womöglich der Ausgangspunkt für diese sprachliche Wendung, die auf die Vielzahl der Sentenzen des Altmeisters Goethe anspielt und auf die Zitate, die von seinen Schriften ausgehen.

Später ist *Hier irrt Goethe* auch Buchtitel geworden. So gibt es von Hanns Braun den Band *Hier irrt Goethe – unter anderen. Eine Lese von Anachronismen von Homer bis auf unsere Zeit* (zuerst 1937) und von Josef Eberle *Hier irrt Goethe von A bis Z. Sprüche und Gegensprüche* (u. a. 1973). Im *Heimatjahrbuch Kreis Ahrweiler* erschien 1961 ein Aufsatz von Leo Stausberg unter jenem Titel. Es gibt sogar ein evangelisches Kirchenlied dieses Titels, geschrieben zur Melodie von *All Morgen ist ganz frisch und neu!* und 1965 veröffentlicht. Eine Internetrecherche hat uns diese Belege leicht auffinden lassen.

Vielleicht ist die Wendung aber schon älter und von den Autoren jener Revue aufgegriffen worden. Einige Belege im Internet schreiben sie (»die legendäre Fußnote«) dem Philologen Heinrich Düntzer (1813–1901) zu, der in der von ihm besorgten Ausgabe der Werke Goethes eine Stelle mit den Worten »Hier irrt Goethe« kommentiert habe. Leider können wir mangels Spezialliteratur diesem Hinweis nicht nachgehen.

Die Wendung *Hier irrt Goethe* wird heute auch hie und da ohne Bezug zu Goethe selbst, sozusagen frei wie eine allgemeine Redensart verwendet und im Sinne von »irren ist menschlich« gebraucht, so z. B. in einem Zeitungsartikel über den früheren Bundeskanzler Kohl (*Die Zeit*, 1996) und in einem Rundfunkbericht (SWR, Dezember 2006) über die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe. [GM]

Geschäftsbericht für das Jahr 2006

1 Allgemeines

Die Gesellschaft für deutsche Sprache führte vom 23.–25. November in Berlin ein Symposium durch *Deutsch im vielsprachigen Europa*, eine Veranstaltung im Rahmen des Projekts *Die Macht der Sprache*, das vom Goethe-Institut in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Sprachrat und weiteren Institutionen getragen wurde. Das Symposium wurde gefördert durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Staatsminister Bernd Neumann. Den Eröffnungsvortrag *Die Rolle der deutschen Sprache in Europa* hielt der Präsident des Deutschen Bundestages, Dr. Norbert Lammert.

Zum Thema „*Ausgewanderte deutsche Wörter nach Russland und Amerika*“ wurden zwei Symposien abgehalten, in Moskau/Russland und in Madison/USA, sowie je vier Zweigveranstaltungen in der Russischen Föderation (Polargebiet, Saratow, St. Petersburg, Woronesch) und in den USA (Boston, Chicago, New York, Philadelphia).

Wort des Jahres 2006 ist *Fanmeile*. Es wurde auf einer Pressekonferenz am

15. Dezember in der Geschäftsstelle der Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden bekannt gegeben.

2 Finanzen

Die GfdS wurde im Wege der Festbetragsfinanzierung von Bund und Ländern gefördert. Bei einem Gesamtvolumen von rund 725.000 Euro trugen im Berichtsjahr der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) mit 271.000 Euro und das Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder (KMK), das Land Hessen mit einer

Sitzlandquote in Höhe von 10.300 Euro eingeschlossen, mit 281.000 Euro zum Haushalt der GfdS bei. Die Landeshauptstadt Wiesbaden gewährte einen institutionellen und einen projektbezogenen Zuschuss von 2.560 Euro. Mit 43.304,32 Euro waren auch im Jahr 2006 Drittmittel und Spenden ein wichtiger Teil der Gesamtfinanzierung. Hierin enthalten ist eine Bundeszuwendung des BKM im Wege der Projektförderung in Höhe von 20.000 Euro.

Kurzfassung des Haushalts im Berichtsjahr:

Jahresabschluss 2006

I. Allgemeine Haushaltsmittel

EINNAHMEN	SOLL Euro	IST Euro
Verwaltungseinnahmen	105.000,00	86.072,13
Übrige Einn.	619.400,00	619.853,59
Gesamteinn.	724.400,00	705.925,72

AUSGABEN

Personalausgaben	571.000,00	375.848,65
Sachausgaben	153.400,00	274.652,08
Gesamtausg.	724.400,00	650.500,73

Überschuss **55.424,99**

II. Zweckgebundene Drittmittel

Einnahmen	42.371,50
Ausgaben	40.068,80

Überschuss **2.302,70**

Überschuss insgesamt (I.) und (II.) **57.727,69**

Der Überschuss aus allgemeinen Haushaltsmitteln (I.) sowie aus Drittmitteln (II.) wurde in das Haushaltsjahr 2007 vorgetragen.

3 Gesamtvorstand, Hauptvorstand, Mitgliederversammlung

Mitglieder des Hauptvorstandes:

Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Darmstadt (Vorsitzender)

Dr. Dieter Betz, Wiesbaden

(Vertreter des Vorsitzenden)

Margot Brunner, Wiesbaden

(Schatzmeisterin)

Prof. Dr. Dr. h. c. Armin Burkhardt,

Magdeburg (Beisitzer)

Prof. Dr.-Ing. Alfred Warner, Darmstadt (Beisitzer)

Der Hauptvorstand trat im Berichtszeitraum zweimal zu Sitzungen zusammen: am 27. Mai und am 14. Dezember.

Am Jahresende gehörten dem Gesamtvorstand 103 Damen und Herren an, davon als gewählte Mitglieder nach § 9 Abs. 1 der Satzung vom 2. März 1999 (die eingeklammerte Jahreszahl bezeichnet das Ende der sechsjährigen Amtszeit):

Prof. Dr. Ulrich Ammon, Duisburg (2012); Prof. Dr. Prof. h. c. Gerd Antos, Halle (Saale) (2008); Reinhard Appel, Bonn (2012); Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen (2010); Dr. Renate Baudusch, Berlin (2010); Eva-Maria Baxmann-Krafft M. A., Berlin (2010); Margot Brunner, Wiesbaden (2008); Prof. Dr. Dr. h. c. Armin Burkhardt, Magdeburg (2010); Prof. Dr. Dieter Cherubim, Göttingen (2012); Margot Dietrich, Wiesbaden (2010); Prof. Dr. Jürgen Eichhoff, Wiesbaden (2010); Prof. Dr. Ernst Eichler, Leipzig (2010); Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Ulrich Engel, Heppenheim (2008); Werner Frick, Luzern/Schweiz (2012); Prof. Dr. Albrecht Greule, Regensburg (2010); Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Darmstadt (2008); Dr. Gerhard Imgrund, Darmstadt (2010); Susanne Königshausen M. A., St. Augustin (2008); Prof. Dr. Ingrid Kühn, Halle (Saale) (2012); Karlheinz Liebig, Wiesbaden (2012), Prof. Dr. Joachim-

Felix Leonhard, Wiesbaden (2008); Prof. Dr. Klaus J. Mattheier, Heidelberg (2008); Prof. Dr. Wolfgang Mieder, Burlington/USA (2010); Prof. Dr. Horst Naumann, Grimma (2010); Dr. Ernst Nef, Lufingen/Schweiz (2008); Prof. Dr. Eva Neuland, Wuppertal (2012), Dr. Reinhard Olt, Wien/Österreich (2008); Dr. Walter Otto, Würzburg (2008); Prof. Dr. Günther Pflug, Frankfurt am Main (2012); Richard Schmidt, Mainz (2010); Dr. Wilfried Seibicke, Heidelberg (2012); Werner Seidel, Frankfurt am Main (2012); Eva Teubert, Mannheim (2008); Prof. Dr.-Ing. Alfred Warner, Darmstadt (2008); Dr. Matthias Wermke, Mannheim (2010); Prof. Dr. Rainer Wimmer, Trier (2008).

Die Zweigvorsitzerinnen und Zweigvorsitzer sind kraft Amtes Mitglieder des Gesamtvorstandes nach der Satzung vom 2. März 1999:

Dr. Ioanna Karvela, Athen/Griechenland; Dieter Thie, Bergstraße; Dr. Gerhard Voigt-Schneekloth, Berlin; Dr. Ulrike Horstenkamp-Strake, Bonn; Prof. Dr. Eckehard Simon, (bis 3. Nov.), Diana Erinna (ab 3. Nov.), Boston/USA; Prof. Dr. Livia Adamčova, Bratislava/Slowakei; Axel Timm, Bremen; Prof. Dr. Madeline Lutjeharms, Brüssel/Belgien; Dr. Voichița Ghenghea, Bukarest/Rumänien; Georg-Heinz Gärtner, Celle; Prof. Dr. Michael Klemm, Chemnitz; Prof. Dr. Sander Gilman (bis 30. Okt.), Prof. Dr. Katharina Barbe (ab 30. Okt.) Chicago/USA; Dr. Jens Runkehl, Darmstadt; Prof. Dr. Hermann Zabel, Dortmund; Prof. Dr. Dagmar Blei, Dresden; Herbert Bamberg (bis 14. Nov.), Jan Funken (ab 14. Nov.), Düsseldorf; Prof. Dr. Wilhelm Schellenberg, Erfurt; Dr. Nina Golikova, Estland (Sitz: Tallinn); Prof. Dr. Horst Dieter Schlosser, Frankfurt am Main; Hans-Herwig Schlottke, Goslar; PD Dr. Matthias Schulz (Göttingen); Dr. Kersten Sven Roth (bis 7. Dez.), Birte Arendt (ab 7. Dez.) Greifswald; Dr. Klaus Almstädt, Halle (Saale); Jürgen

Bertram (bis 16. März), Dr. Wilhelm Franke (ab 16. März), Hamburg; Prof. Dr. Wolfgang Sauer, Hannover; Dr. Fritz Hermanns (bis 10. Juli), Prof. Dr. Ekkehard Felder (ab 10. Juli), Heidelberg; Prof. Dr. Petra Braselmann, Innsbruck/Bozen, Österreich/Italien; Dr. Dr. Hartmut Hahn, Israel (Sitz: Modi'in); Prof. Dr. Nahed El Dib, Kairo; Dr. Jewgenia Timtschenko, Kiew/Ukraine; Dr. Ruth Geier, Leipzig; Prof. Dr. Mark L. Loudon, Madison/USA; Jutta Schürmanns, Madrid/Spanien; Dr. Kornelia Pollmann, Magdeburg; HD Dr. Heiko Girnth, Mainz (ab 6. Juli); Prof. Dr. Heinrich J. Dingeldein, Marburg; Dr. Michael Kassatkin, Moskau/Russland; Prof. Dr. Anthony Rowley, München; PD Dr. Klaus Siewert, Münsterland; Peter Rosenbaum, New York/USA; Lilia Prochorowa, Omsk/Russland; Prof. Dr. Zhao Zhong, Peking/China; Dr. Andreas Wagner, Pfalz; Marlene Stocks (bis 9. Nov.), Augustin Speyer (ab 14. Nov.), Philadelphia/USA; Natalia Rodina, Polargebiet/Russland (Sitz: Apatity); Prof. Dr. Michael Hoffmann (bis 29. Juni), Dr. Birgit Wolf-Bleiß (ab 29. Juni), Potsdam; Mgr. Eliška Vitkova, Prag/Tschechien; Prof. Dr. Neeti Badwe, Pune/Indien; Ursula Bongaerts, Rom/Italien; PD Dr. Bernd Skibitzki, Rostok; Dr. Swetlana Massina, Saratow/Russland; Viktor Nekrassov, St. Petersburg/ Russland; Prof. Dr. Zhu Jianhua, Shanghai/China; Anneliese Körber (bis 23. Sept.), Karl Kukule (ab 23. Sept.), Stuttgart; Prof. Dr. Samson Karbelaschwili, Tiflis/Georgien; Komi Amavi, Togo (ab 13. Juni); Dr. Renate Freudenbergs-Findeisen (ab 22. Juni), Trier; Prof. Dr. Dagmar Neuendorff, Turku/Finnland; Natalia Rukawischnikowa, Ural/Russland (Sitz: Tscheljabinsk); Wanda Rydlewska-Wiktorowicz, Warschau/Polen; Gabriele Lenhardt, Weimar; Prof. Mag. Hermann Möcker, Wien/Österreich; Dr. Dieter Betz, Wiesbaden; Dr. Ludmilla Grischaewa, Woronesch/

Russland; Dr. Gunther Schunk, Würzburg; Dr. Kristian Novak (ab 30. Mai); Prof. Dr. Margot Heinemann (bis 4. Juli), Dr. Ute Richter (ab 4. Juli), Zittau.

Die 30. ordentliche Mitgliederversammlung der Gesellschaft für deutsche Sprache fand am 6. Mai in Wiesbaden statt. Das Protokoll ist in Heft 4–5/2006 des *Sprachdienstes* (S. 90–91) abgedruckt.

4 Zweige

Die Gesellschaft für deutsche Sprache hatte im Berichtsjahr 67 Zweigvereine in Deutschland und in mehr als 20 Ländern der Erde. Im Berichtsjahr fanden in 57 Zweigvereinen 136 Veranstaltungen statt, über die regelmäßig im *Sprachdienst* berichtet worden ist. Auf eine Auflistung der Veranstaltungen wird hier verzichtet, weil die Themen sowie die Referenten und Referentinnen in der Zeitschrift *Der Sprachdienst* (graue Seiten) dokumentiert werden.

Allen Zweigvorsitzenden und anderen in den Zweigvereinen ehrenamtlich Tätigen sei für ihr Engagement herzlich gedankt.

5 Geschäftsstelle

Hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Jahr 2006:

Geschäftsführung:

Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus

Wissenschaftliche Angestellte:

Dr. Sibylle Hallik: Sprachberatung, Rechtstextbearbeitung im Redaktionsstab beim Deutschen Bundestag (ab 1. Juli 2006)

Dr. Arndt Kremer: Redaktion der Zeitschriften *Muttersprache* und *Der Sprachdienst*, Sprachberatung (ab 11. September 2006)

Dr. Lutz Kuntzsch: Berater der Zweigvereine, Sprachberatung, Textbearbeitung, EDV-Koordination

Dr. Gerhard Müller: Leiter des Sprachberatungsdienstes, Vornamenberatung,

Bibliothek (wissenschaftliche Leitung)
 Dr. Anja Steinhauer: Redaktion *Der Sprachdienst*, Sprachberatung, Textbearbeitung (bis 31. März 2006)

Stephanie Thieme: Sprachberatung, Rechtstextbearbeitung im Redaktionsstab beim Deutschen Bundestag, Berlin (ab 1. Juni 2006)

Angestellte in der Verwaltung:

Gudrun Wiedekind: Verwaltungsleitung

Gisela Lorenz: Buchhaltung

Susanne Gehring-Dobner: Mitglieder-
verwaltung und Zeitschriftenversand
 (bis 31. März 2006)

Yvonne Teichert: Mitglieder-
verwaltung und Zeitschriftenversand (ab
 1. Dezember 2006)

Insgesamt wies der Stellenplan 10,5
 Stellen aus.

Wie in den Vorjahren wurden in der
 Geschäftsstelle in Wiesbaden im Jahr

2006 mehrere Praktikantinnen und
 Praktikanten aufgenommen.

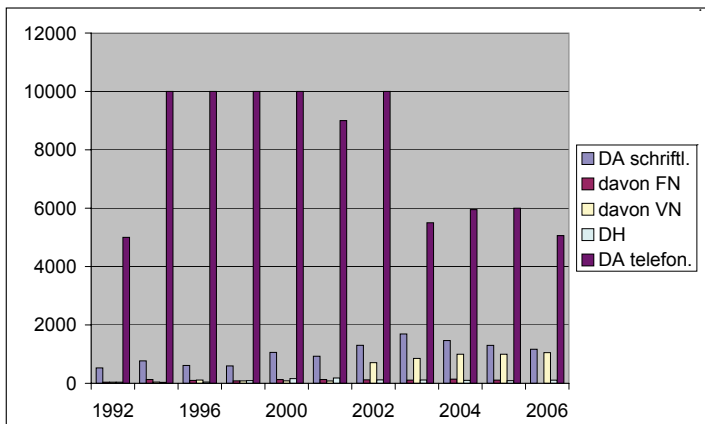
6 Sprachberatung in der Geschäfts- stelle und im Redaktionsstab beim Deutschen Bundestag in Berlin

Der Sprachberatungsdienst in Wies-
 baden gab 1.166 schriftliche und ca.
 5.100 telefonische Auskünfte, wobei
 rund 1.000 schriftliche Auskünfte auf
 Vornamen entfielen. Er erarbeitete 108
 Sprachhilfen (1941 Seiten) und führte
 dabei umfangreiche Textbearbeitungen
 durch. (siehe die Tabelle unten.)

Eine Auswahl der Sprachauskünfte
 und Gutachten wird regelmäßig im
Sprachdienst abgedruckt.

Für viele Bundestagsabgeordnete,
 die Bundestagsverwaltung, für Bundes-
 und Landesbehörden wie für
 fast alle Bundesministerien (z. B. des
 Innern, der Justiz, der Finanzen, für
 Familie, Senioren, Frauen und Jugend,

	1992	1994	1996	1998	2000	2001	2002	2003	2004	2005	2006
DA schriftl.	528	768	611	597	1059	928	1302	1690	1465	1300	1166
davon FN	39	129	100	85	128	129	120	109	143	110	0
davon VN	39	43	111	82	84	80	707	854	997	996	1051
DH	39	34	44	93	161	182	117	113	101	91	108
DA telefon.	5000	10000	10000	10000	10000	9000	10000	5500	5950	5999	5060
Anfragen insg.	5528	10768	10611	10597	11059	9928	11302	7190	7415	7322	6626



Abkürzungen:

DA = Sprachauskunft, DH = Sprachhilfe (Textbearbeitung), FN = Familiennamen-
 auskunft, VN = Vornamenauskunft

für Umwelt, für Naturschutz und Reaktorsicherheit, für Bildung und Forschung, für Verbraucherschutz, für Ernährung und Landwirtschaft, für Verteidigung, für Wirtschaft und Technologie, für Gesundheit und Soziale Sicherung sowie für das Auswärtige Amt) gab der Redaktionsstab der GfdS beim Deutschen Bundestag 51 schriftliche, 693 telefonische, 42 persönliche Sprachauskünfte und führte umfangreiche Textbearbeitungen durch. Darüber hinaus hat er im Berichtsjahr 58 Gesetze, Rechtsverordnungen und Verwaltungsvorschriften geprüft.

7 Zeitschriften

7.1 Muttersprache

Im Berichtsjahr erschienen regulär die vier Ausgaben (H. 1–4). Sie fanden wie in der Vergangenheit durchweg positive Resonanz und vielfach Beachtung in der Öffentlichkeit; so zeigen etwa der *Fachdienst Germanistik* und die *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbands* regelmäßig den Inhalt der Zeitschrift an.

2006 hatte die *Muttersprache* 38 Kündigungen zu verzeichnen. Dem Rückgang standen 54 Neubestellungen gegenüber.

7.2 Der Sprachdienst

Bei der Zweimonatsschrift der GfdS kamen auf 29 Abonnementkündigungen 28 Neubestellungen durch Abonnements (für Mitglieder ist der Bezug des *Sprachdienstes* im Jahresbeitrag eingeschlossen).

Wie in den vorangegangenen Jahren haben Veröffentlichungen im *Sprachdienst* oft Anlass zu Agenturmeldungen, zu Berichten in den Medien sowie zu Interviews und Informationsgesprächen mit der Redaktion, weiteren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der GfdS und mit Autorinnen und Autoren gegeben. Ein großes Interesse über die *Sprachdienst-*

Leserschaft hinaus auf sich ziehen konnten insbesondere die Beiträge über die *Wörter des Jahres 2005*, die beliebtesten *Vornamen des Jahres 2005* sowie alle Preisaufgaben, die besonders in der Presse ein reges Echo fanden.

8 Vorträge, Veröffentlichungen und Lehraufträge der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der GfdS in Auswahl

8.1 Vorträge

Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus

Sprache wirkt – zur Bedeutung gendersensibler Sprache, Zweig Brüssel (13. März); *Zweig Hamburg/Goethe-Institut Hamburg* (16. März); *Frauen sichtbar machen – auch verbal – Schwierigkeiten bei der Umsetzung in der deutschen Sprache*, Gleichstellungsforum der öffentlichen Banken und Arbeitskreis der Personal- bzw. Betriebsräte der öffentlichen Banken, Hamburg (17. März); *Wortschatz als Kulturgeschichte*, Nachbarschaftshaus e. V., Wiesbaden (7. November).

Dr. Lutz Kuntzsch:

Deutsch im Jahre 2006. Erfahrungen Leipziger Absolventinnen und Absolventen, Zweig Leipzig (27. Febr.); *Arubaito, Butterbrot, Gesundheit. Deutsche Wörter in anderen Sprachen*, Zweig Halle (22. März); *Nassau und die Nassauer. Wortgeschichte und Wortgeschichten*, Zweig Wiesbaden (25. April); *Pizza Margherita, Pfirsich Melba und Beef Stroganow. Wie berühmte Persönlichkeiten auf die Speisekarte kamen*, Zweig Kiew (11. Mai), Zweig Saratow (25. Mai); *Hartz IV, Tsunami und Jamaika-Koalition. Aktueller Wortschatz im Deutschunterricht*, Zweig Würzburg (30. Mai), Zweig Togo (12. Juni); *Die neue deutsche Rechtschreibung. Stand – Regeln – Übungen*, Zweig Togo (16. Juni), Zweig Philadelphia (11. Nov.), Zweig Prag (27. Nov.); *„Ausgewanderte“ deutsche Wörter nach Russland und Amerika – Germanismen im Ost-West-Vergleich*, Zweig Moskau (19. Okt.), Zweig Chicago (30. Okt.), Zweig

Madison (1. Nov.), Zweig Boston (3. Nov.), Zweig New York (5. Nov.), Zweig Philadelphia (9. Nov.).

Dr. Gerhard Müller:

Marie und Alexander, Paul und Keanu, Maik und Kathleen. Vornamen im vereinigten Deutschland. Zweig Berlin (17. Januar).

Stephanie Thieme:

Formulierungshilfen für verständliche Gesetze, Rechts- und Verwaltungsvorschriften. Die Arbeit des Redaktionsstabs der GfdS. DBT, EU-Übersetzungsdienst in Brüssel und Luxemburg (17.–19. Mai).

8.2 Veröffentlichungen

Prof. Dr. Peter Schlobinski (Hg.):

Von hdl* bis *cul8r*. Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien Thema Deutsch*, Band 7. Herausgegeben von Dr. Matthias Wermke, Dudenredaktion, Prof. Dr. Rudolf Hoberg und Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus, Gesellschaft für deutsche Sprache, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2006: Dudenverlag.

Dr. Lutz Kuntzsch:

Die „Wörter der Jahre“ als Bestandteile von interkulturellen Landeskundekonzepten in der DaF-Ausbildung, in: *Das Wort*, Moskau 2006, S. 127–143.

Dr. Gerhard Müller:

Die beliebtesten Vornamen des Jahres 2005, in: *Der Sprachdienst*, Heft 2–3, S. 54–64; Nachdruck in: *Das Landesamt*, Berlin/Frankfurt am Main, H. 12/2006, S. 345–351.

8.3 Lehraufträge und Fortbildungsveranstaltungen

Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus

Medienwelten. Sprache und Sprachgebrauch in Hörfunk und Fernsehen, SS 2006, Universität Halle-Wittenberg.

Aktuelle Tendenzen der politischen Sprache, WS 2006/07, Universität Halle-Wittenberg.

Sprach- und Formulierungskompetenz, Fortbildungszentrum der Postbeamtenkrankenkasse in Stuttgart, Hamburg, Frankfurt am Main und München (20./21. Juli, 26./27. Sept., 10./11. Okt., 5./6. Dez., 12./13. Dez.).

Dr. Lutz Kuntzsch:

Die Wörter des Jahres im Unterricht, 23. DAAD-Konferenz Kazan (25. Mai); *Entwicklungstendenzen/Stand der Sprache 2005*, Staatliche Universität Lomé/Togo (16. Juni), *Sprachberatung und Lehrerausbildung*, Bayerische Akademie für Lehrerfortbildung und Personalwesen (21. Dez.).

Dr. Gerhard Müller:

Seminare zu Fragen der *Brief- und Textgestaltung*, Fortbildungszentrum der Postbeamtenkrankenkasse in Stuttgart, Hamburg, Frankfurt am Main und München (21. Juli, 27. Sept., 11. Okt., 6. Dez., 13. Dez.) und zum *Aktuellen Stand der Rechtschreibreform* beim Deutschen Bundesrat, Berlin (14./15. und 18./19. Sept., 5./6. Okt.), bei der Landesregierung Rheinland-Pfalz, Mainz, (5. und 7. Sept., 24. und 26. Okt., 14. und 16. Nov.), bei der Vertretung des Landes Rheinland-Pfalz, Berlin (19. Dez.), BASF Coatings, Münster (28. Nov.).

9 Öffentlichkeitsarbeit und Außenkontakte

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Geschäftsstelle gaben im Berichtszeitraum ca. 130 Interviews für Presse, Rundfunk und Fernsehen. Wie in den Vorjahren war die GfdS auch 2006 mit etlichen Agenturmeldungen bundesweit in den Medien präsent. Beiträge aus beiden Zeitschriften wurden von den Medien aufgegriffen.

Die GfdS war 2006 auf Tagungen und in verschiedenen Gremien vertreten. Unter anderem sind zu nennen:

Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim; Frank-

furter Buchmesse; Jahrestagung der Gesellschaft für Namenkunde (Leipzig); Jury des Wiesbadener Presseclubs zur Verleihung eines Journalistenpreises.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und Studierende aus dem In- und Ausland besuchten die Geschäftsstelle zu Studienzwecken und zu fachlichem Austausch. Auch Nichtfachleute ließen sich in der Geschäftsstelle in Sprachfragen beraten oder holten Auskünfte über Vornamen ein.

10 Bibliothek

Im Berichtsjahr sind der GfdS-Bibliothek 221 bibliographische Einheiten zugegangen, vielfach als Spenden und Freixemplare (67) sowie Tauschexemplare (28). Seit dem Jahr 2000 werden alle neu erworbenen Monographien im elektronischen Katalog erfasst.

11 Ehrenmitglieder und Mitglieder

Die Gesellschaft für deutsche Sprache hat drei Ehrenmitglieder: Prof. Dr. Johann Knobloch, Bonn (seit 1990), Werner Frick, Luzern (seit 1996), Prof. Dr. Horst Naumann, Grimma (seit 2002). Prof. Dr. Günther Pflug, Frankfurt am Main, wurde im Jahr 2000 zum Ehrenvorsitzenden gewählt.

Sieben Mitglieder verstarben im Berichtszeitraum. Den Angehörigen sei auch auf diesem Wege unser aufrichtig empfundenes Beileid ausgesprochen.

Mitgliederbewegung: 108 Kündigungen standen 186 Neumitgliedschaften gegenüber.

Ende 2006 hatte die GfdS ca. 2.600 Mitglieder.

Wiesbaden im März 2007

Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus
Geschäftsführung

Spannende Rechtschreibreformdiskussion in Greifswald

Zweig Greifswald. Ist das Ende des Rechtschreibkrieges in Sicht? Auf diese Frage gab Prof. Dr. Peter Eisenberg am 22. Januar 2007 in Greifswald interessante und fundierte Antworten. Die gemeinsam von der GfdS und dem Krupp-Kolleg organisierte Veranstaltung zog mehr als 200 Zuhörerinnen und Zuhörer an, die im Anschluss an die Ausführungen des Potsdamer Professors und renommierten Germanisten noch geraume Zeit über das Für und Wider debattierten. Hierbei zeichnete sich klar eine auch von Eisenberg selbst favorisierte Tendenz wider die ursprünglichen Reformvorschläge von 1998 ab. In seinem Vortrag stellte Eisenberg, der selbst Mitglied des Rates für deutsche Rechtschreibung ist, zunächst deutlich heraus, dass es sich bei den nach 1998 unternommenen »Reformreformen« keineswegs um ein chaotisches Hin und Her handelte, sondern dass von Anfang an der Rückbau der 98er Reformvorschläge das Ziel der Neubearbeitungen war. An zahlreichen Beispielen der Groß- und Kleinschreibung etwa im Bereich der Eigennamen verdeutlichte er die Notwendigkeit der aktuellen Reformvorschläge. So muss ein *Schwarzes Brett* nicht unbedingt schwarz sein, als Teil einer Nominalphrase ist das Adjektiv aber untrennbar mit dem Substantiv verbunden. Die Phrase erlangt dadurch den Status eines Eigennamens, somit ist das Adjektiv in diesem Fall nun groß zu schreiben. Zur Silbentrennung zeigte er die Absurdität verschiedener »reformierter« Formen auf, wie etwa die sinnentstellenden Trennungen *Ölo-fen* und *Buche-cker*. Als besonders interessant erwiesen sich Eisenbergs Ausführungen zur Verflechtung von Politik und Rechtschreibreform, beginnend mit den

Vereinbarungen über derartige Reformen der deutschen Sprache bereits zu DDR- und BRD-Zeiten bis hin zu den Durchsetzungen der Reformen trotz vehementen wissenschaftlichen Widerstandes.

Mit den derzeitigen Ergebnissen, die sich am weitesten wieder der »vorreformierten« Orthographie und Grammatik angenähert haben, scheint ein Ende der Diskussionen und damit des Rechtschreibkrieges in Sicht und man darf hoffen, dass nun nicht mehr jährlich neue Regeln zu lernen sind.

Birte Arendt

Wiederbegründung in Spanien

Zweig Madrid. Am 31. Januar 2007 fand im Goethe-Institut Madrid die »Wiederbegründung« der Zweigstelle Madrid statt, die damit eine der mehr

als 70 Zweigstellen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Deutschland und der ganzen Welt sein wird. Den Vorsitz übernimmt Sophie Caesar, Mitglied des Madrider Germanistenverbandes und Leiterin des Hueber-Verlages in Spanien.

Dem Anlass angemessen hielt Professor Rudolf Hoberg, Vorsitzender der GfdS, den Eröffnungsvortrag selbst. Als ansprechenden Titel wählte er »Menschen lieben Wörter«. Im Vortrag stellte er in einem ersten Teil die Arbeit der GfdS vor. Sie ist unter anderem Mitbegründerin des Deutschen Sprachrates, dem auch das Institut für deutsche Sprache, das Goethe-Institut und der DAAD angehören und dessen Vorsitz Professor Hoberg 2007 übernimmt.

Um die Diskussion über Sprache und ihre Entwicklung in der Öffentlichkeit



V. l. n. r.: Dorothea Spaniel (Lektorin des DAAD an der Universität Salamanca), Sophie Caesar (Leiterin der Zweigstelle Madrid) und Prof. Dr. Rudolf Hoberg (Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache). Foto: Privat

präsent zu halten, wurden in den letzten Jahren zudem eine Reihe von Initiativen gestartet, die sich in den Ausschreibungen für »Das schönste deutsche Wort« und »Ausgewanderte Wörter« (beide im Hueber-Verlag erschienen) wiederfinden. Diese Aktionen sind nicht wissenschaftlich, denn es geht um persönliche Wertungen; ein Wort kann für einen Sprecher zum »Lieblingwort« werden, z. B. *lieben*, weil es nur ein *i* vom *Leben* entfernt ist (Gloria Bosch, Spanien). Außerdem ging Professor Hoberg auch auf die in jedem Jahr stattfindenden Aktionen »Wörter des Jahres« (z. B. für 2006 *Fanmeile*) und »Unwörter des Jahres« (z. B. für 2006 *Freiwillige Ausreise*) ein.

Professor Hoberg hielt seinen Vortrag am Tag nach dieser Veranstaltung im Goethe-Institut auch am Germanistischen Institut der Universität Salamanca. Die 30 Studenten und Dozenten des Lehrbereichs diskutierten im Anschluss vor allem Fragen zum Einfluss des Englischen auf das Deutsche sowie die Unterschiede in der Bewertung von Wörtern durch Muttersprachler und Lerner des Deutschen als Fremdsprache.

Im Abschluss seines Vortrages wies Professor Hoberg in beiden Veranstaltungen darauf hin, dass sich die behandelten Wortaktionen sehr gut für eine Didaktisierung im Fremdsprachenunterricht Deutsch eignen, denn sie spiegelten die gesellschaftliche, kulturelle und sprachliche Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten eindrücklich wider. Sie bieten Linguisten ebenso eine Möglichkeit, stärker als bisher am öffentlichen Diskurs über Sprache und Sprachentwicklung teilzuhaben, wozu auch die folgenden Veranstaltungen der Zweigstelle Madrid einen Beitrag leisten können.

Sophie Caesar/Dorothea Spaniel

Moselwein und Pelmeni: Sprachliche Integration der Russlanddeutschen

Zweig Trier. *In welche Erde kommst du? – Des macht mich Spaß! – Ich hun mei Wratsch do nevedran, wenn man den Gripp hat. – Warun sagt ihr immer Tufli? ...*

Diese Sätze sind Beispiele aus der alltäglichen Sprachpraxis der Russlanddeutschen, der Menschen, die vor allem seit Ende der 80er Jahre in Deutschland leben, weil sie als Aussiedler aus Russland und Kasachstan nach Deutschland umgesiedelt sind. Ihrer sprachlichen Integration widmete sich der Auftaktvortrag des Zweiges Trier der GfdS 2007. In Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Eifelgymnasium Neuerburg, das seit fast 20 Jahren ein sprachliches Förderprogramm für Aussiedler aus Rheinland-Pfalz und Umgebung anbietet, fand die überaus gut besuchte Veranstaltung am 1. Februar im Atrium des Gymnasiums statt. Über 100 Besucher fanden den Weg dorthin – junge Aussiedlerschüler und ihre Familienangehörige, einheimische Schüler, Lehrkräfte vom Gymnasium sowie am Thema Interessierte aus Neuerburg und der Region. Mit Frau Prof. Nina Berend trug eine Referentin vor, die sich seit langer Zeit intensiv mit dem Thema »Russlanddeutsch und sprachliche Integration« beschäftigt und die zu diesem Thema auch mehrere Forschungsprojekte leitete. Überdies konnte die Referentin, selbst Russlanddeutsche, die Problematik um viele Episoden eigenen Erlebens bereichern.

In ihrem lebhaften und multimedialen Vortrag schlug Nina Berend einen weiten Bogen: So ging sie unter Bezug auf die Begriffe *Russlanddeutsche* und *Russlanddeutsch* zunächst auf die geschichtlichen Prozesse ein, die zu den verschiedenen deutschen Sprachinseln in Russland führten, markierte wichtige Rechtsgrundlagen



V. l. n. r.: Dr. Günter Scheiding (Direktor des Staatlichen Eifelgymnasiums Neuerburg), Prof. Dr. Nina Berend (Referentin), Dr. Renate Freudenberg-Findeisen (Zweigvorsitzende Trier) und Wilfried Wolff (Lehrer am Staatlichen Gymnasium Neuerburg). Foto: Privat

wie Zäsuren in der wechselvollen Geschichte der Russlanddeutschen, um anschließend entsprechende sprachlich-kulturelle Entwicklungen aufzuzeigen, die den Hintergrund für den nicht immer ganz einfachen Weg einer sprachlichen Integration in der neuen Heimat bilden.

Sostehendie Begriffe *Russlanddeutsche* und *Russlanddeutsch* als Sammelbezeichnungen sowohl für die Menschen als auch für ihre Sprache(n), denn die Russlanddeutschen siedelten in Russland in unterschiedlichen Regionen (an der Wolga, am Schwarzen Meer bzw. in Sibirien) und kamen aus verschiedenen deutschen Sprachgebieten (Rheingau, Hessen, Pfalz), verfügten demzufolge über keine einheitliche deutsche Varietät.

Die Referentin markierte als wichtige Zäsuren die Dekrete Katharinas II., die eine sprachliche wie kulturelle Souveränität gewährleisteten, ihre allmähliche Rücknahme bis hin zum Verbot deutscher Sprachausübung Ende des 19. Jhdt.s, die unter dem Einfluss der Oktoberrevolution wieder gewonnene Eigenständigkeit, die in der Gründung der Republik der Wolgadeutschen 1924 mündete, ihre Auflösung 1941

und die Deportationen der Russlanddeutschen nach Kasachstan und Sibirien wie die damit in Zusammenhang stehenden Repressalien gegenüber Deutschstämmigen, die ersten Aussiedlungen nach dem 2. Weltkrieg und die ihnen zugrunde liegenden rechtlichen Bestimmungen der Aussiedlerzuwanderung bis hin zu ihrer Neuregelung in den 90er Jahren. Parallel dazu umriss die Referentin verschiedene Faktoren, die zum Verlust der deutschen Sprache, besonders bei den jüngeren Generationen führten, wie die Auflösung der früher relativ geschlossenen Siedlungsgebiete, die Dominanz einer anderssprachigen Umgebung, den Status bzw. das Ansehen der Sprachminderheit und ihrer Sprache wie auch die institutionelle Förderung bzw. Nicht-Förderung der Minderheitensprache.

An biographischen und sprachlichen Beispielen zeigte Nina Berend dann, dass die Integration in den bundesdeutschen Alltag sehr vielschichtig und facettenreich und alles andere als einfach ist. So haben Vertreter der älteren Generationen vor allem damit zu kämpfen, dass sie einen russlanddeutschen Dialekt sprechen, der für einheimische Ohren nicht nur altertümlich klingt, sondern durch seine Einflüsse aus dem Russischen auch kaum verständlich ist. Für die jüngere Generation ist der Deutschverlust für ihr Deutschsein problematisch; hier ist das Russische die selbstverständlich gesprochene Sprache. Erst in der jungen Generation – bei Kindern, die in sehr jungen Jahren nach Deutschland gekommen bzw. hier geboren sind – beginnt das Deutsche zu dominieren.

An den biographischen Beispielen wurde sehr gut erkennbar, welche As-

pekte den Integrationsprozess fördern oder hemmen, wie beispielsweise eine erfolgreiche Integration in den Arbeitsprozess, kommunikative Beziehungen zu Einheimischen, das deutschsprachige Lernangebot, aber auch Fragen nach der eigenen Identität.

Im Anschluss an den Vortrag fand bei Moselwein und Pelmeni eine lebhaft diskutierte Diskussion statt, die sich vor allem um Fragen der Integration und Assimilation rankte und dabei immer auch das Verhältnis von Erst- und Zweitsprache bzw. den Stellenwert des Russischen und des Deutschen berührte.

Renate Freudenberg-Findeisen

Feminismus und Sprache

Zweig Woronesch. Am 13. Februar 2007 kamen die Woronescher GfdS-Mitglieder zusammen, um über die Sprachexperimente in der feministischen Literatur zu diskutieren. Die Referentin Dr. Anna Worotnikowa hielt einen Vortrag zum Thema »Feministische Literatur und Sprachexperimente« und setzte sich mit thematischen, stilistischen, sozialkritischen Besonderheiten der jüngsten deutschsprachigen Literatur auseinander. In den Mittelpunkt ihres Vortrages stellte sie das Schaffen der Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek und behandelte detailliert die Besonderheiten der Sprachverwendung in unterschiedlichen Romanen der österreichischen Schriftstellerin. Frau Worotnikowa erörterte am Beispiel der Originaltexte und deren Übersetzungen, worin die Sprachexperimente bestehen. In der lebhaften Diskussion, in der die Referentin mehrere Fragen sachkundig und interessiert beantwortete, stellte sich heraus, dass unter den Anwesenden Landsleute Jelineks waren, die ein spezifisches Verhältnis zu dem Schaffen und sozialen Enga-

gement der Schriftstellerin haben. Dies war für die Referentin eine günstige Gelegenheit, auf ihre These einzugehen, dass es eigentlich nicht ganz korrekt sei, von der feministischen Literatur zu sprechen. Ihre These belegte sie mit einer literaturwissenschaftlichen Analyse, indem sie auf das Schaffen von Elfriede Jelinek und Bertolt Brecht einging und feststellte: Beide sprachen zu unterschiedlichen Epochen ähnliche Themenkreise an, haben beliebte Stilzüge und Gattungen, aus denen viele literarische Werke der beiden entstanden sind. Die Anwesenden äußerten den Wunsch, dieses Problem noch einmal zu behandeln, diesmal vielleicht zusammen mit dem russischen Übersetzer der Werke Jelineks – mit Alexander Belobratow.

Ludmilla Grischaewa

Aktuelles Deutsch in Franken

Zweig Nürnberg. Am 22. Februar 2007 konnte ein neuer Zweigverein seine Arbeit aufnehmen. Dazu waren in die zentral gelegene Sprachschule »Rosa Müller«, wo wir mit der Gründungsveranstaltung zu Gast sein durften, Mitglieder der GfdS wie Interessenten gekommen. Dr. Lutz Kuntzsch berichtete in seiner Eigenschaft als Zweigberater der GfdS über die durchgeführten Wortaktionen (»Wort des Jahres«, »Ausgewanderte Wörter«, »Wörter des XX. Jahrhunderts«) und zog alle mit Geschichten zu aktuellen Wörtern und deren Ursprung sowie mit Beispielen aus der Sprachgeschichte in seinen Bann. Ergänzt wurde der Vortragsteil durch Marina Wilhelm, die anregende Überlegungen zur Nutzung des Wortschatzes im Unterricht, aber auch in der privaten Beschäftigung mit Sprache darbot. Vom Publikum kam die Anregung, sich in zukünftigen Veranstaltungen auch der Sprache in der Politik zu widmen, was dankend



Die Nürnberger Zweigvorsitzende Marina Wilhelm (4. v. r.) und Dr. Lutz Kuntzsch (GfdS, 3. v. r.) im Kreise der Gründungsmitglieder und Gäste der Veranstaltung.
Foto: Christoph Gaertner

aufgegriffen wurde. Schließlich wurde Marina Wilhelm von den anwesenden Mitgliedern zur Zweigvorsitzenden gewählt, ein nächster Vortrag zur sprachlichen Vielfalt von Farbbezeichnungen ist schon in der Planung, an eine Zusammenarbeit mit dem Germanischen Museum Nürnberg ist ebenfalls gedacht.

GfdS

Ausgewanderte Wörter und Sprachgeschichten

Zweig Bremen. Es war sicher mehr als ein Zufall, dass im Rahmen des »Jahres der Geisteswissenschaften«, das vom Haus der Wissenschaften in Bremen 2007 veranstaltet wird, Anfang März gleich mehrere Vorträge zum Thema »Auswandern« bzw. »Fremde« geplant worden sind – und dies auf

verschiedenen Gebieten wie der Industrie, der Seefahrt und eben der Sprache. So war beim Thema »Ausgewanderte Wörter«, das Dr. Lutz Kuntzsch von der Geschäftsstelle in Wiesbaden am 1. März vorstellte (im *Sprachdienst* wurde gelegentlich darüber berichtet), der Kontrast zwischen Nah und Fern, aber mittels der Wörter eben auch der »nahen Ferne« rasch hergestellt. Die Beispiele, von *Bratwurst* über *Schadenfreude* bis hin zum *Rucksack*, ordneten sich dabei gut ein. Was sagen sie über uns Deutsche? Die Gedanken flogen weit und verführten – was nur erfreulich ist – dazu, auch andere Sprachfragen wie die genaue Übersetzbarkeit von Redewendungen (*Eulen nach Athen tragen*) zu beleuchten. Insgesamt ein anregender Abend, der Hoffnung auf Kommendes gab. Laut

Satzung wurde Axel Timm, der das Amt bisher kommissarisch geführt hat, zum Zweigvorsitzenden gewählt. GfdS



Der neu gewählte Zweigvorsitzende Axel Timm (rechts) und Dr. Lutz Kuntzsch (GfdS Wiesbaden). Foto: Inge Duhn

Preisauflage

Unter den Veränderungen, die die Rechtschreibreform mit sich brachte, findet sich die Neuregelung beim Aufeinandertreffen dreier gleicher Konsonanten wie in *Schwimmeister*. Nach der alten Regelung wurden nur dann drei Konsonanten geschrieben, wenn ihnen ein weiterer Konsonant folgte, also *Balletttruppe*, aber *Ballettänzer*, der nur im Falle einer Silbentrennung zum *Ballett-tänzer* mit drei <t> wurde. Die Neuregelung verlangt dagegen, dass drei aufeinandertreffende Konsonanten grundsätzlich geschrieben werden. So wurde aus der *Schiffahrt* nun zum Beispiel die *Schiffahrt*. Dies hat zu einer Zunahme an Dreifachschreibungen geführt, die uns im sprachlichen Alltag auf Schritt und Tritt begegnen, manchmal auf engstem Raum gleich mehrere wie bei

hellila Stoffetzen. Wer Angst hat, bei so vielen gleichen Konsonanten den Überblick zu verlieren, darf übrigens auch einen Bindestrich setzen und *Stoff-Fetzen* und *Schiff-Fahrt* schreiben. Die Anzahl der Zusammensetzungen, bei denen die neue Regelung die Dreifachschreibung verlangt, ist weit größer als die der im Rechtschreibduden verzeichneten Beispiele. Zur Geschichte der Dreifachschreibungen seit dem Jahr 1782 hat Professor Hermann Möcker in *Muttersprache* 2/2006 unter der Überschrift »Von ›dreieffigen‹ Schreibungen (›dreiäffig‹?) Oder 2 plus 1 war nicht immer 3. Irrwege und Wege der deutschen Rechtschreibung« einen in-

formativen und anregenden Beitrag verfasst. Neben der Geschichte der Regelungen werden auch die wenigen Ausnahmen, die auch das heutige Regelwerk beibehält, mit in den Blick genommen, nämlich der *Mittag* (eine Zusammensetzung von *Mitt(e)* und *Tag*, eben ›die Mitte des Tages‹) und *dennoch* (eine Zusammensetzung von *denn* und *noch*), bei denen 2 plus 1 nicht 3 ergibt.

Wir möchten Sie in dieser Preisauflage bitten, uns beim Sammeln von Dreifachschreibungen wie *Fasssauerkraut* und *Stilleben* behilflich zu sein. Schicken Sie uns Wörter, die im »neuen Gewand« drei gleiche Konsonanten hintereinander aufweisen. Unter allen Einsendungen werden drei Buchpreise verlost.

Ihre Zuschriften senden Sie bitte bis zum 30. 6. 2007 an:

Gesellschaft für deutsche Sprache
Spiegelgasse 13
65183 Wiesbaden
E-Mail: sprachdienst@gfds.de GfdS

Alarmierend

Das Wort *Alarm* ist italienischen Ursprungs und geht auf das Wort *allarme* zurück, eine Zusammenziehung der Wendung *all'arme*, die die Bedeutung ›zu den Waffen‹ hat. Schon der Sprachforscher Johann Christoph Adelung verzeichnet das deutsche Wort *Alarm* in seinem Wörterbuch aus dem Jahr 1807. Als Bedeutungen gibt er an ›das Geschrey zu den Waffen‹, aber auch allgemeiner ›Lärmgeschrey‹ oder ›Tumult‹. Das *Deutsche Universalwörterbuch* des Dudenverlags von 2007 kennt den *Alarm* entweder als ›Notsignal; Warnung bei Gefahr‹ oder als ›Alarmzustand‹. Wie jedes deutsche Substantiv lässt sich auch *Alarm* in zahlreichen Zusammensetzungen mit anderen Wörtern gebrauchen, wie etwa *Fliegeralarm*, *Bombenalarm*, *Feueralarm*. Das Erstglied bezeichnet in den genannten Beispielen jeweils die Gefahr, vor der gewarnt wird. Dabei besteht keine Beschränkung auf Gefahren aus dem militärischen Bereich, über den ja schon Adelungs Bedeutungsbestimmung hinausging. Warnen kann eine Zusammensetzung mit *-alarm* vor militärischen Gefahren (*Fliegeralarm*), Gefahren durch Naturereignisse (*Überschwemmungsalarm*), gesundheitlichen Gefahren (*Windpockenalarm*) oder Gefahren, denen Internetnutzer ausgesetzt sind (*Trojaneralarm*). Gelegentlich finden sich auch Zusammensetzungen, bei denen die Gefahr, vor der gewarnt wird, weniger ernst ist, etwa *Zickenalarm*, denn mag die Begegnung mit einer Zicke (gebraucht als abwertende Bezeichnung für eine Frau von schwierigem Charakter) auch unerfreulich sein, ist sie sicher nicht so bedrohlich wie eine Krankheit oder eine Feuersbrunst. Was aber ist von dem *Fruchtalarm* zu halten, der in einer Fernsehwerbung für einen Joghurt ausgerufen wird? Oder vom *Schnäppchenalarm*, für den die Internetsuchmaschine *Google* knapp achthundert Treffer verzeichnet und der es vor allem den Anbietern von Unterhaltungselektronik angetan zu haben scheint? Hier haben wir es offenkundig mit einer ganz anderen Bedeutungsvariante von *Alarm* zu tun. Es wäre vollkommen widersinnig, wenn der Joghurthersteller im Fernsehen vor seinem Produkt durch einen *Fruchtalarm* warnte. Tatsächlich sind die Früchte keine Gefahr, sondern sollen als ein Qualitätsmerkmal des betreffenden Joghurts durch die Zusammensetzung mit *Alarm* besonders hervorgehoben werden. Gleiches gilt für die Schnäppchen. Auch die Bank, die einen *Zinsalarm* plakatiert, hat damit nicht im Sinn, ihre Kunden vor besonders ungünstigen Bedingungen bei Geldanlagen oder Krediten zu warnen, sondern ganz im Gegenteil, besonders günstige anzupreisen. Der Alarm dient also im Grunde dazu, auf einen Sachverhalt aufmerksam zu machen. Da in der Werbung die Konkurrenz um Aufmerksamkeit bekanntlich sehr groß ist, ist es nicht mit einem Hinweis oder einer Information getan, da muss gleich ein Alarm her (sehr nahe übrigens an Adelungs Bedeutungsangabe ›Lärmgeschrey‹). Und so finden sich im Internet zahlreiche weitere »Alarme«, die in werbender statt warnender Absicht ausgerufen werden, so z. B. ein *Flirtalarm*, ein *Tanzalarm* und ein *Kulturalarm*. Und solange nicht Alarm geschlagen wird, um vor Flirt, Tanz oder gar der Kultur zu warnen, kann man diese Wörter ja auch ganz entspannt und unalarmiert im Sprachgebrauch begrüßen. Dass *Alarm* in der Bedeutung ›Warnung vor Gefahr‹ auch nicht vom Aussterben bedroht ist, zeigt eine Bildung, die sicher ebenfalls jüngeren Datums ist: Der *Apostrophentalarm* wurde auf einer Internetseite ausgerufen, die mit reichhaltigem Bildmaterial (z. B. einer Werbetafel mit der Aufschrift »Morgen's gebracht, bis abend's gemacht«, einem privaten Foto mit der Unterschrift »Tantes's Fiffi« oder dem Hinweis »Kaufe alles aus Oma's Zeiten«) belegt, vor welcher – in diesem Fall sprachlichen – Gefahr der Begriff warnen soll.

Wollen Sie Mitglied der Gesellschaft für deutsche Sprache werden?

Als Mitglied erhalten Sie die Zeitschrift *Der Sprachdienst* kostenlos. Außerdem steht Ihnen unsere telefonische Sprachberatung kostenfrei zur Verfügung. Der Jahresbeitrag kann von der Steuer abgesetzt werden.

Einzelpersonen: 40,00 €, Studierende: 20,00 €
(neue Bundesländer: 30,00 € bzw. 15,00 €)

Firmen und Körperschaften: 80,00 €

Die Gesellschaft für deutsche Sprache will die deutsche Sprachgemeinschaft anregen, sich mit ihrer Sprache zu beschäftigen; sie will das Verständnis für das Wesen und die Leistung der Sprache fördern; sie will allen helfen, die sprachlichen Rat brauchen, und unterhält darum einen Sprachberatungsdienst, der für

Mitglieder kostenlos ist. Der unten stehende Vordruck soll Ihnen die Anmeldung erleichtern. Bitte füllen Sie ihn aus und senden Sie ihn an die Geschäftsstelle der GfdS. Oder fordern Sie zuvor ein ausführliches Informationsblatt und den Wortlaut der Satzung unserer Sprachgesellschaft an.

Gesellschaft für deutsche Sprache e. V., Spiegelgasse 13, 65183 Wiesbaden, Tel. 0049 (0)611 999550, sekr@gfds.de



Beitrittserklärung

Hiermit erkläre ich meinen/erklären wir unseren Beitritt zur Gesellschaft für deutsche Sprache.

Name: _____

Anschrift: _____

Ich zahle/Wir zahlen einen Jahresbeitrag von _____ €.

Nassauische Sparkasse · BLZ 51050015 · Konto 100069113
IBAN: DE67 5105 0015 0100 0691 13 · BIC (SWIFT-Code): NASSDE55

Ort und Datum: _____

Für meinen/unseren Jahresbeitrag erhalte ich/erhalten wir zweimonatlich die Zeitschrift *Der Sprachdienst*.

Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien

Der 7. Band aus der Reihe „Thema Deutsch“ behandelt die Auswirkungen neuer Kommunikationsformen wie E-Mail, Chat oder SMS auf Sprach- und Kommunikationsgemeinschaften und die Stellung der deutschen Sprache im Internet.

Für Lehrende an Hochschulen und Schulen, Studierende und alle, die sich für das Thema „Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien“ interessieren.



Duden

Thema Deutsch, Band 7

Von *hdl* bis *cul8r*

Sprache und Kommunikation
in den Neuen Medien

Herausgegeben von der Duden-
redaktion und der Gesellschaft
für deutsche Sprache

336 Seiten. Kartoniert.

ISBN 13: 978-3-411-04212-8

ISBN 10: 3-411-04212-5

25,- € [D]

25,70 € [A]; 43.80 CHF